

le ne fay rien
sans
Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin

Der
Krieg gegen Rosas
und die
Schicksale der deutschen Truppe
in
Brasilien.

Rückblick
auf
den Krieg gegen Rosas
und die
Schicksale der deutschen Truppe
im
Dienste Brasiliens.

Von einem Augenzeugen.

Berlin.
Verlag von Beitr und Comp.
1854.

Rio Grande und Uruguay.

Die Erinnerung an die seit dem Juni des Jahres 1851 in Brasilien und Uruguay verlebte Zeit ist für keinen Officier der deutsch-brasilianischen Truppe eine angenehme. Der bittern persönlichen Erfahrungen gab es so viele, daß die Begebenheiten, die Völker, die Personen, welche im raschen Wechsel an uns vorübereilten, oft nicht in jenen Farben erschienen, in welchen sie einem unpartheiischen Blicke erscheinen möchten. Dennoch hat die Wechselwirkung des persönlich Unangenehmen, der selbst ertragenen Beschwerden und der glücklich oder erfolglos bekämpften Widerwärtigkeiten, mit der Neuheit der ganzen Umgebung, in der man sich befand, ein um so größeres Interesse, als es sich ebensowohl um die Beschreibung und Schilderung der Geschichte und Erlebnisse der deutschen Truppe, als um eine Beschreibung und Schilderung von Ländern handelt, über welche noch immer die unklarsten Begriffe in Europa herrschen.

Ich übergehe die Hauptstadt Brasiliens als hinreichend bekannt, und erwähne nur, daß die in den Monaten Juni, Juli und August nach einander daselbst eingetroffenen einzelnen Abtheilungen der deutschen Truppen ihre Erwartungen sowohl in Bezug auf die Schönheit und Pracht der Lage der

Stadt, wie in Bezug auf ihre eigene Aufnahme von Seiten der Regierung des Landes weit übertroffen fanden.

Da der Ausbruch des beschlossenen Krieges gegen den Diktator Rosas nicht mehr zweifelhaft war, so wurden auch die zuerst angekommenen Compagnien des deutschen Bataillons schon nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen von Rio de Janeiro nach dem südlichsten Hafen Rio Grande do Sul weiter befördert.

Die romantische hohe und steile Ostküste Brasiliens, welche die meistens kleinen Dampfschiffe der brasiliischen Compagnie nie weit aus den Augen verlieren, ändert gänzlich ihren Charakter, nachdem man den engen Kanal zwischen der reizenden Insel S^a Catharina und dem Festlande durchfahren hat. Eine kaum merklich über das Niveau des Meeres erhabene Flugsandzone, ein bewegliches Dünental par excellence begränzt die Provinz Rio Grande do Sul — das neuere Canaan der Deutschen — auf der Seite des atlantischen Oceans und geht unmerklich in die noch unergründete Tiefe desselben über. Die Annäherung an eine solche Meeresküste voll der wechselndsten Untiefen spannt daher die Aufmerksamkeit des Seemanns bis zur ängstlichsten Aufregung, und selbst der Dampfschiffahrts-Kapitän, welcher zweimal monatlich diese Reise zurücklegt, ahmet stets frei wieder auf, wenn er die Sandbarre des Rio Grande hinter sich hat. Denn über eine fast täglich wechselnde Untiefe, welche Kriegs- und größeren Handelsschiffen gänzlich unzugänglich ist, führt das einzige Thor in die an viertausend geogr. Quadratmeilen große und reiche Provinz Rio Grande do Sul, die kulturfähigste des Kaiserreichs. Rechts steht man während der Einfahrt auf dem losesten Sande gebaut, eine offene Batterie, stolz Forte Larganiat genannt, deren schwaches Revetement nach acht brasiliischen Indolenz trümmertweise im Wasser liegt und deren zwölf lange eiserne Bierundzwanzigpfündner jedes Schüthes baar in das weite Meer hinausschauen. Da die eigenthümliche Beschaffenheit der Barre eine solche ist, daß sie ohne Lootsen nicht passirt werden kann, so kann man

sich nur freuen, wenn man erfährt, daß die Regierung, der natürlichen Stärke der Position vertrauend, kein Geld mehr zur Anlegung kostspieliger Festungswerke verschwenden will, und wird es um so anerkennenswerther finden, daß ein in den letzten Tagen des Jahres 1851 vollendet schöner und hoher eiserner Leuchtturm — neben einem ältern niedrigeren, kaum tausend Schritte hinter dem erwähnten Forte Largamar erbaut worden ist. Für mittelgroße Seeschiffe hört sodann die Schiffahrt bei dem kleinen rechts gelegenen Städtchen São José del Norie gänzlich auf, da die ganze Mündung des Rio Grande-Stromes ein ewig wechselndes Labyrinth von Untiefen ist, durch welche von den Seedampfschiffen nur das Kleinste, das „Paquete do Sul“ seinen Weg nach der gegenüberliegenden größern Stadt Rio Grande do Sul findet.

Man ist daher erstaunt, hier plötzlich einen Wald von Masten vor sich zu sehen und vor einem Hauptstapelpalz des südamerikanischen Handels sich zu befinden. Und doch ist dem so. Rio Grande ist zwar nicht die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, aber sie ist in kommerzieller wie in militärischer Hinsicht das Depot, der Schlüssel zu derselben. Diese doppelte Wichtigkeit allein mag ihre wirklich traurige Lage entschuldigen und den Aufenthalt in derselben erträglich machen. Der Unnehmlichkeit halber wird Niemand sich daselbst aufzuhalten wollen, wenn er sieht, wie der geringste Südwind dicke Sandwolken durch die breiten und geraden Straßen der Stadt weht, und auf der Landseite hin den Blick nichts als lose, völlig unangebaute Sandhügel begränzen. Die Oberfläche ist bei den oft und heftig wehenden Pamperos so unstät, daß eine seit Jahren schon in der Errichtung begriffene Festungsmauer, welche die Stadt auf der Landseite schützen soll und in spaßhaften Zickzack von einer Lagune des Flusses nach der anderen hinläuft, an mehreren Stellen ganz vom Sande überweht worden ist. Und dennoch ist dieser Sandboden da, wo man ihn zum Stehen bringen kann, von erstaunenswerther Fruchtbarkeit. Rio Grande, sagte ich, ist der Stapelpalz des Handels der gleich-

namigen Provinz, und seine Blüthe war im fortwährenden Steigen begriffen, so lange als Montevideo von dem Lande durch die Otibe'schen Banden völlig isolirt wurde. Seit Erlösung dieser Stadt beginnen die Kaufleute in jener zu klagen, und allgemein hört man die Absicht aussprechen, das Geschäft selbst nach Montevideo zu verlegen. Diese Leichtigkeit der Aufgabe eines scheinbar großen Handelsgeschäfts setzt den Laien in Erstaunen, bleibt aber gleichwohl doch ein Zeichen, daß ein großer Theil dieser neu entstandenen „Häuser“ eben wohl noch auf keinem festern Boden stehen mag, als die wirklichen Häuser der Stadt selbst. Unverkennbar aber ist es dennoch, daß der Handel sich auf diesem Punkte in den Händen von Fremden befindet. Englische, Portugiesische und Deutsche Handlungshäuser kaufen von hier aus das Hauptprodukt des Landes — die Häute — auf, und versenden sie nach Europa. Wer von den Fremden die besten Geschäfte macht, mag schwer zu entscheiden sein, jedenfalls sind von ihnen die Deutschen am zahlreichsten vertreten.

Von den Portugiesen meint man, daß sie recht gute und auch recht reelle! Kaufleute würden, sobald sie mindestens zweimal falschen Bankrott gemacht hätten, ein AuskunftsmitteL welches hier selbst übrigens nicht blos von den Portugiesen benutzt wird. Die Stadt Rio Grande selbst mag zwischen acht- und zehntausend Einwohner zählen, und hat trotz der Neger, welche man auf ihren Straßen begegnet, durch die vielen Fremden und als gegenwärtiger Garnisonsort des zweiten (deutschen) Artillerie-Regiments den Charakter einer europäischen Seestadt angenommen, ohne indeffen die Genüsse und Unnehmlichkeiten einer solchen darzubieten.

Rio Grande ist das einzige Thor, welches von der Seeseite in die Provinz führt. Es ist aber auch der Vereinigungspunkt aller Gewässer dieses Landes und dies erhöht seine Bedeutung. Ein kurzer Blick auf die Karte wird dies anschaulicher machen. Wenn die Breite des Rio Grande schon bei der Stadt selbst etwa eine halbe deutsche Meile beträgt,

so kann man zwei Meilen aufwärts bemerken, daß dieser Strom eigentlich nichts anderes ist, als der Abfluß zweier großen Seen, welche in paralleler Richtung mit der ganzen Küste der Provinz von ND. und SW. nach der Mitte der Küste zusammen laufen, und von dem Meere selbst eben nur durch eine lange, schmale Sandzone getrennt sind. Offenbar haben diese beiden großen Wasserbecken, von welchen das nördliche Lagoa dos Patos (Gänsesee), das südliche Lagoa Mirim genannt wird, in früheren Zeiten Lagunen gebildet, welche unbemerkt in das Meer übergingen.

Die vom Lande her einströmenden Gewässer einerseits, die starken Süd- und Nordwinde andererseits aber haben ihnen ihre jetzige Gestalt gegeben, und sie durch jenen noch immer in der Ausbildung begriffenen Küstenstrich vom Meere getrennt. In dieses doppelte Wasserbecken fließen von Norden, Westen und Süden her zahlreiche schiffbare Flüsse zusammen, und bilden in ihrer Gesamtheit ein Wasserneß, so reichhaltig und mannigfaltig, wie kaum ein anderes Land der Erde es aufzuweisen hat. Das Stromgebiet des Rio Grande, welches drei Vierttheile der gleichnamigen Provinz bedeckt, verleiht ihr ihren eigenthümlichen selbstständigen Charakter, während es dadurch, daß es noch weit in die Banda Oriental hineinreicht, ein Bindemittel bildet, welches die politische Gränze Brasiliens nicht zu trennen vermag. Der Lagoa dos Patos, welcher bei einer Längenausdehnung von ca. zwanzig geogr. Meilen eine durchschnittliche Breite von zehn Meilen hat, vereint sich an seiner Nordseite, welche scharf von einem romantischen, in seinen höchsten Spizien nicht mehr als eintausend fünfhundert bis zweitausend Fuß hohen Gebirgslande begrenzt wird, bei der Punta Itapão zu einer schmalen Einfahrt, jenseits welcher unter dem Namen Rio Guaiba ein kleineres, aber noch immer acht Meilen langes und ein bis zwei Meilen breites, rings von Bergen eingeschlossenes Wasserbecken beginnt, an dessen Nordspitze die Hauptstadt der Provinz, Porto-Allegre, liegt. Erst hier bemerkt man, daß man sich auf einem

großen und wasserreichen Stroms befindet, welcher mit mehreren kleineren, an ihrer Mündung aber immer noch breiten Flüssen bei der genannten Stadt zusammenströmt. Der Hauptstrom selbst, noch immer Guaiba genannt, kommt direkt von Westen her, und entsteht etwa zwölf geogr. Meilen oberhalb bei dem Städtchen Triumfo aus dem Zusammenflusse des Taquari und des Jacuhy. Beide sind noch weithin schiffbar, doch durchfließt jener von Norden her kommend in seinem ganzen Laufe das noch fast unbewohnte Urwaldland (Serra général), welches sich bis zu den Grängebirgen der Provinz S^a Catharina erhebt, während dieser, der größere, das eigentliche Innere des Landes mit der Hauptstadt verbindet. Der Jacuhy entsteht abermals aus zwei fast gleich großen Quellflüssen, dem Bacacahy und dem eigentlichen Jacuhy, und fließt hierauf als ein breiter, schiffbarer Strom bei den Städten Caroeira und Rio Pardo vorüber in immer östlicher Richtung bis Triumfo, woselbst er, wie erwähnt, den Taquari trifft und als Guayba seine ungeheure Wassermasse bei Porto-Allegre mit drei kleineren, Bahy, dos Sinos und Gravatahy vereinigt.

Das gebirgige, noch meistens mit Urwald bedeckte, aber überall äußerst fruchtbare Flussgebiet dieser Stroms ist von der brasiliischen Regierung vorzugsweise zur Ansiedelung deutscher Kolonisten bestimmt. Wir wollen später darauf zurückkommen, nehmen jetzt aber vorerst die Beschreibung der allgemeinen topographischen Verhältnisse des Landes wieder auf. Einen geographischen Breitegrad südlicher, aber in vollkommen paralleler Richtung zu dem Jacuhy fließt der Camacuam dem Lagoa dos Patos zu. Obgleich mehr als zwanzig Meilen aufwärts noch schiffbar, und so recht eigentlich das Herz der Provinz durchströmend, ist er vorläufig noch von untergeordneter Bedeutung, da nur kleine Ortschaften, wie Sa. Anna und Sa. José, an demselben liegen. Um so wichtiger aber ist der südwestliche Zufluss des genannten Seebeckens, der Rio Gonçalo, welcher die ganze Wassermasse des Lagoa Mirim dem Lagoa dos Patos und alsbald dem Rio Grande zuführt.

Der Gonçalo ist die Lebensader des südwestlichen Handels der Provinz und aller ihrer Communicationen mit der orientalischen Republik. Das an ihm gelegene Pelotas, die zweitgrößte Stadt des Landes, ist hier das Emporium, sowie im Norden Porto-Alegre. Der Fluss selbst ist nur etwa zehn geogr. Meilen lang und entsteht theils durch die Gemässer des schiffbaren, aber wenig befahrenen Piratinim, theils durch die des Lagoa Mirim, welche über eine ausgedehnte Lagune oder Barre hinweg in den Gonçalo strömen. Der Umstand, daß diese Barre nur bei hohem Wasserstande von grösseren Flusschiffen zu passiren ist, beschränkt die Schiffahrt auf dem schmalen und langgestreckten Lagoa Mirim mehr als auf dem nördlicheren Lagoa dos Patos, auch sind die Flüsse, welche sich von Osten her in denselben ergießen, wie der Jaguarão, Chuy und Sebolati eben nur eine kurze Strecke schiffbar.

Die Wasserscheide des gesamten Flusnetzes des Rio Grande und des benachbarten Gebietes des Rio de la Plata bildet ein Gebirgszug, welcher von dem nördlichen Plateau von Vacaria beginnend, unter dem Namen Serra de S. Martinho und de Batovi in südwestlicher Richtung nach der Gränze der Banda Oriental hinzieht, und unter dem Namen Cochilha Grande in das dortige Campland ausläuft. Wenn man nämlich unter Campland ein wellenförmiges, immer sich gleich bleibendes, durch keine merklichen Abschnitte sichtbar getheiltes, mit dünner Erdkrume und niedrigem Grase bedecktes Terrain versteht, ein Terrain, auf dem kein Baum dem ermüdeten Blicke des Reisenden einen Anhaltspunkt gewährt, so ist der Gegensatz eines solchen der Urwald, d. h. ein von üppiger Vegetation, undurchdringlichen und fast ununterbrochenen Urwaldern bedecktes, vielfach durchschnittenes, gebirgiges Land. Auf den ersten Blick wird man einsehen, daß das Campland, den heftigen Land- und Seewinden völlig preisgegeben, obwohl überall kultursfähig, zur Colonisation durch eine Agriculatur-Bevölkerung nicht geeignet ist, nur der fruchtbare Boden des Urwaldes entschädigt in reichem Maße für die Mühen

der Arbeit. Jenes ist der unbestrittene Besitz des nomadisirenden Gaucho, diesen wandelt der eingewanderte deutsche Kolonist in sein Vaterland um! So schroff aber auch beide Begriffe auseinanderzuhalten sind, so groß auch der augenscheinliche Gegensatz beider ist, so schwer ist es doch, die Gränzlinie beider Terrain-Oberflächen anzugeben. Ganz unzweifelhaft macht fast die ganze Banda Oriental auf den Namen eines Camplandes par excellence Anspruch. Hier trifft Tage, Wochen, ja Monate lang keine Abwechselung das Auge des Reisenden. Hat er eine der unzähligen sanften grünen Terrainwellen überschritten, so steht er schon eine andere ganz gleiche wieder vor sich. Hier setzt kein schroffes Flusthal dem Marsche eines Truppenkörpers Schwierigkeiten in den Weg, und in dem unergründlichen Labyrinth der flachen Terrainmulden kreuzen sich eben so viele kleine Wasserbäche längs ihrer stets angesuppten Thalsohlen und fließen unbemerkt zu größeren Gewässern zusammen. Nur das Auge des wahren Herren des Camps wird auf einem solchen Terrain sich zu recht finden können. Der Fremde versuche es nimmer.

Unzweifelhaft ist im Gegentheil das Flusßgebiet des Jacuhy und Taquari, oder der nördliche Theil der Provinz Rio Grande, das Land des Urwaldes. Zwischen beiden Landstrichen aber ist der Uebergang aus dem einen zu dem andern mehr oder weniger merklich. So fehlt der Gegend zwischen den Flüssen Jaguarão, Piratinim und Camacuam zwar noch jede ausgedehnte Waldstrecke, dennoch aber ist der Anblick der Oberfläche ein anderer, als in der Banda Oriental selbst. Bergaüge mit scharfen charakteristischen Formen trennen bereits den Lauf der Gewässer, Hoch und Tief wechselt rascher und in weniger langsamem Uebergängen ab. Auch die Kultur ist eine andere. Man sieht es den freilich noch immer spärlichen Wohnsätzen an, daß sie mehr sind, als Hütten von Nomaden. Die Pferde werden seltener, doch erscheinen sie kräftiger. Herden wilder Pferde, welche keinem Besitzer anzugehören scheinen, werden nicht mehr entdeckt. Dies ist der Unterschied diefeits und

jenseits der brasilianischen Gränze oder des eigentlichen südlichen Camplandes zu dem wechselnden Terrain der Provinz Rio Grande.

Größer aber noch als der Unterschied der Länder ist der Unterschied zwischen den Charakteren ihrer Bewohner. Die Provinz Rio Grande ist das Erbtheil der Nachkommen portugiesischer Einwanderer, die Banda Oriental gehört den Abkömmlingen der Spanier. Die Namen Brasileiros und Castelhanos, welche sie sich selbst beigelegt haben, bezeichnen die Verschiedenheit zweier Rassen, welche trotz der nahen Verwandtschaft ihrer Sprachen auch die Zeit nie zu einer Einheit zu verschmelzen vermag. Denn der Bewohner der Provinz Rio Grande ist Brasilianer in allen seinen Eigenthümlichkeiten, so sehr auch die gesonderten und eigenthümlichen Verhältnisse seines speciellen Vaterlandes zwischen ihm und den übrigen Brasilianern Unterschiede geschaffen haben, welche ihn höher als diese zu stellen scheinen. Seine kriegerischen Gewohnheiten, seine freiere und ungebundene Lebensweise, die Nachbarschaft und die ununterbrochenen feindlichen oder freundlichen Beziehungen zu den wilden spanischen Gauchos selbst haben ihn manche der bessern Eigenschaften der spanischen Race unwillkürlich annehmen lassen, ohne daß er der Wildheit derselben hätte fähig werden, ohne daß er an ihrem vollkommenen Nomadenleben hätte Geschmack finden könnten.

Der Bewohner der Provinz Rio Grande ist in Sprache und Charakter Brasilianer geblieben. Trotz seiner ritterlichen Gewohnheiten, trotz seiner Kühnheit und Geschicklichkeit als Reiter, Schwimmer, Jäger &c. ist ihm auch jene unverkennbare Weichheit des Charakters, jene unbeschreibliche Indolenz geblieben, welche der ganzen brasilianischen Bevölkerung eigenthümlich ist, und von der portugiesischen Abstammung her auch jene Mischung von jüdischer Pfiffigkeit und Unzuverlässigkeit überkommen, welche den Fremden entweder ganz zurückhält oder zur Annahme einer noch treuloseren und egoistischeren Handlungsweise nöthigt. Dieser Umstand mag Schuld sein, daß

auch der Rio Grandenser jene Abneigung und Zurückhaltung gegen alles Fremde noch immer nicht hat ablegen können, welche ihm durch die Abgeschlossenheit, in der die portugiesische Regierung Brasilien drei Jahrhunderte hindurch zu halten wußte, zur andern Natur geworden ist. Hieraus aber erklärt sich auch zum Theil der verhältnismäßig nur langsame Fortgang einer deutschen Kolonisation, hieraus auch die große Unwissenheit, welche selbst die gebildeten Stände Brasiliens, trotz ihrer gesellschaftlichen Abgeschlossenheit, nicht verbergen können, aber auch in ihrer selbstgenügsamen Indolenz nicht zu verbergen streben. Eben diese Unwissenheit, diese Unkenntniß von Allem, was außerhalb ihres Gesichtskreises vorgeht, hat ihnen eine Selbstgenügsamkeit und eine Ueberschätzung ihrer eigenen Verdienste verliehen, welche freilich ein unverkennbar festes Nationalbewußtsein hervorgerufen, in dem Verhältnisse aber, in welchem es zum Maßstabe der Wirklichkeit steht, allerdings lächerlich geworden ist. Wer vermöchte jedoch auch die ungegründteste Nationaleitelkeit zu tadeln, wenn sie zur Ausbildung und Erhaltung der Nationalität selbst so unverkennbar beigetragen hat, als es hier der Fall ist. Brasilien hat sich eine Existenz unter den Nationen des Erdkreises erungen und hat den Ehrgeiz, mit ihnen zur Erreichung von Macht und Ansehen konkurriren zu wollen.

Der Gedanke, das Vaterland in Südamerika dieselbe Stelle einnehmen zu sehen, welche die vereinigten Staaten in Nordamerika bereits eingenommen haben, beseelt Volk und Regierung, und treibt sie unaufhaltsam, alles Neue sich anzueignen, was im Auslande zum Vorschein kommt. Die dem Volkscharakter ankliebende Eitelkeit und Indolenz aber verhindern, daß eben mehr als das Neuerliche solcher Neuerungen sich Eingang verschaffen kann. Die Brasilianer gleichen in dieser Hinsicht den Kindern, sie greifen nach Allem, was ihnen bisher noch unbekannt war, ohne sich jedoch die Zeit und die Mühe zu nehmen, es genauer kennen zu lernen. Schwindler haben von jeher hier ein reiches Feld ihrer Thätigkeit gefunden und stets

gute Geschäfte gemacht, wenn sie das momentane Interesse zu ihren Projekten zu benützen verstanden, ohne um den Erfolg selbst sich zu kümmern. Die vielen Täuschungen aber, welche das Resultat dieser eigenthümlichen Sucht nach Neuheit und des gleich darauf folgenden angeborenen Misstrauens geworden sind, der Umstand, daß allerdings bisher Brasiliens fast nur der Tummelplatz charakterloser europäischer Aventuriers gewesen ist, haben nicht dazu beitragen können, die Abneigung der Bewohner gegen Fremde zu mindern.

Dennoch ergeben sich Regierung wie Volk, gleichsam gegen ihren eigenen Willen, in den Gedanken, daß die europäische Colonisation in nicht gar zu weiter Ferne den Gang nach Südamerika nehmen muß, ja sie scheinen sogar zu dem Entschluß gekommen, den Strom der Auswanderung schon jetzt künstlich auf das weite ihnen gehörige Territorium zu lenken. Zwar blickt hierbei noch immer die Furcht durch, daß sie auf diese Weise selbst an der Untergrabung ihrer eigenen Nationalität arbeiten möchten, und sie können daher auch bis zum gegenwärtigen Augenblick sich nicht überwinden, den ihrer eignen Ueberzeugung abgewonnenen Zugeständnissen bei der wirklichen Ausführung hemmende Fesseln in den Weg zu legen. Die hemmendste derselben aber ist unzweifelhaft die offenkundige Demoralisation des Beamtenthums, welche wie ein Fluch auf dem reichen Lande ruht, und alle gutgemeinten Absichten der Regierung selbst zu nichts macht. Einem solchen Beamtenthume gegenüber bleiben freilich die freistinnigsten Institutionen, die liberalsten Gesetze nur eben Worte, deren Verwirklichung noch lange Zeit in das Reich der unerfüllten Hoffnungen versetzt werden muß. Geld ist in Brasilien das Ziel aller Handlungen und alles Strebens, und der gesetzwidrigste, selbst verbrecherischste Gewinn desselben auch nicht der mindeste Grund für Entziehung der öffentlichen Achtung. Jeder höhere und niedere Beamte benützt seine Stellung und die Vortheile, welche sie ihm darbietet, so gut als er irgend kann, und verläßt sie, sobald er reich geworden, ohne daß ihm der üble

Nachruf im Mindesten zu schaden vermöchte. Es ist diese Demoralisation der Krebs, welcher an der Entwicklung des Landes nagt, und bei der Ferne der Provinzen und ihrer Selbstständigkeit auch durch die gewissenhafteste und energischste Central-Regierung nur nach und nach unterdrückt werden könnte. Man hat vielleicht kaum in Russland solche Beispiele der unverschämtesten, gewissenlosten Betrügerei, noch der Indolenz und des Leichts ums bei Verschleuderung des Staats-eigenthums, wie sie eben hier vorkommen. Aber Brasilien ist reich, unermesslich reich, dieser Trost entschädigt für alle Verluste! Fremden wird es freilich selten vergönnt sein, von diesen für den Egoismus so lockenden Verhältnissen Nutzen zu ziehen. Dennoch ist es in unserer Zeit bekanntermassen wenigstens Zweien gelungen, sich dieselben mit mehr oder minder Erfolg zu nutze zu machen. Der eine war Herr Wenelt aus Schlesien, welcher für enormes Geld der brasilianischen Regierung das Geheimniß schlechter Congrev'scher Raketen verkaufte, der andere der Major von Lemmers, welcher das auf ihn übergegangene Commando des deutschen Bataillons zu seinem eigenen Vortheil, aber zum Ruin seiner Landsleute nach ächt brasilianischer Weise vortrefflich auszubeuten verstand. Doch hiervon später.

Hier genüge nach dieser Abschweifung die Versicherung, daß von allen Europäern die Deutschen dem Brasilianer noch immer am besten zu gefallen scheinen. Sei hiervon der Grund, daß eben der Mangel an Zusammenhang und an politischem Selbstbewußtsein, welcher leider bei unsren Landsleuten gerade hier nur allzugrell an's Tageslicht tritt, dem Brasilianer die geringste Jalouse in Bezug auf seine eigene Nationalität erregt, sei es, daß wirklich die eigentlichen deutschen Kolonisten der Provinz Rio Grande, meistens Bauern des Hundsrückens und der Eifel, durch ihren unverkennbaren Fleiß und ihr glückliches Fortkommen eine wahrschafte Anerkennung zu erzwingen gewußt haben, es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß man von hier aus mit Hoffnung auf Deutschland

oder vielmehr auf den einzig bekannten Ausgangspunkt desselben, „Hamburg,” blickt.

Am wenigsten convenirt dem Brasilianer der Engländer, während er sogar mit einem Gemisch von Haß und Verachtung auf seine nächsten Stammverwandten, die Portugiesen, blickt. Diese Abneigung geht so weit, daß selbst der gebildete Brasilianer nur mit Ueberwindung gestehen wird, daß er selbst portugiesisch spreche. Da übrigens die portugiesische Einwanderung, so stark dieselbe zumal von den Azoren aus ist, doch hauptsächlich nur die Hauptstadt und die Nordprovinzen betrifft, so bemerkt man diesen fast allen losgerissenen Kolonien gegen ihr Mutterland eigenen Haß in der Provinz Rio Grande auch weniger als in den übrigen Theilen des Reiches. Die Rio Grandenser selbst wären ohne die Zuthat des brasilianischen Beamtenthums diejenige Bevölkerung, welche ein Aufnehmen fremder Elemente und eine dauernde organische Verbindung mit denselben am wenigsten hinderlich machen würden. Gastfrei und zuvorkommend beginnen sie den Vortheil zu fühlen, welcher vor Allem ihnen selbst, durch eine größere Kultur ihres reichen Landes, entspringen muß. —

Denn noch zählt dasselbe auf nahe an viertausend Quadratmeilen kaum mehr als dreihunderttausend Einwohner, von denen außerdem die schwarze Bevölkerung wohl ein Drittheil ausmacht. Wenn daher die Sklaverei, dieser Schandfleck, welcher seit Jahrhunderten dem Namen Brasilien anklebt, auch die südlichste seiner Provinzen nicht verschont hat, so bleibt doch wenigstens die gewisse Zuversicht, daß hier niemals, wie dies in den Nordprovinzen so leicht der Fall werden könnte, mit der Emancipation der Neger die Vernichtung der Weisen dekretirt werden würde. Auch trifft man hier weniger auf jene so allgemeine und ekelreregende Racenvermengung, welche weiter nordwärts sich von der bläffesten Gesichtsfarbe bis zum dunkelsten Schwarz durch tausend der verschiedenartigsten Schattirungen kündigt, und den geringen Respekt erklärt, welchen

in Brasilien der Sklave überhaupt seinem Herrn zu zollen scheint. Die Provinz Rio Grande hat, wie gesagt, nicht die Folgen zu fürchten, welche bei Reflexionen über derartige Populationssverhältnisse sich unwillkürlich aufdrängen. Immerhin aber bleibt die Existenz der Sklaverei ein Nebel und die Konkurrenz, welche dem Kolonisten durch das Dasein von Estancien (Landgütern) mit zweihundert bis dreihundert Sklaven entstehen muß, der freien Entwicklung des Landes allerdings im hohen Grade hinderlich, so wenig auch der Brasilianer diese bedeutenden Kräfte zum Landbau zu verwenden versteht. Trostender ist indessen die Gewissheit, daß seit der strengen Unterdrückung des Sklavenhandels die Zahl derselben sichtlich abnimmt und vor der forschreitenden Kolonisation mit der Zeit ganz verschwinden wird. Bis jetzt mag die Zahl der Deutschen, welche in der Provinz ansässig sind, etwa siebzehn- bis zwanzigtausend betragen, von unberechenbarer Wichtigkeit für die Zukunft aber ist es, daß hiervon zehntausend in einer eigenen kontinuierlichen und ununterbrochenen Masse nahe der Hauptstadt Porto-Alegre in der blühendsten aller Kolonien, in der von Leopoldo, zusammenwohnen, und ihre vaterländischen Gewohnheiten und Sitten so sehr bewahren, daß die bei Weitem große Mehrzahl derselben nicht einmal zum Erlernen der portugiesischen Sprache zu bewegen gewesen ist. Diese Kolonie, die älteste und größte der Provinz, ist daher auch zu einem Grade von Wohlstand und Sicherheit gelangt, welcher bereits auf die Entwicklung des ganzen Landes den entschiedensten Einfluß ausübt. Freilich sind die Bewohner derselben nur schlichte Bauern und ihr ganzes Streben nur auf den Materialismus gerichtet, aber eben die energische, ununterbrochene Verfolgung dieses Ziels sichert ihnen den Vorsprung, welchen sie bereits vor einer indolenten Bevölkerung voraus haben.

In Deutschland war die Existenz dieser seit fast dreißig Jahren bestehenden, und in steigender Blüthe begriffenen Kolonie seltsamer Weise lange Zeit ganz unbekannt, und doch ist keine mehr wie sie geeignet, den Kern zu einer

ächt deutschen Einwanderung abzugeben. Bei weitem kleiner und in ihrer Entwicklung ungleich mehr zurückgeblieben sind die nördlich gelegenen übrigen deutschen Niedersiedlungen, dagegen bereitet sich nördlich der Stadt Rio Pardo und längs des gleichnamigen Flusses in der Kolonie S. Cruz neuerdings eine Ansiedelung vor, welche bei der zunehmenden Auswanderungslust eine größere Zukunft haben wird. Von den in fast allen Städten als Kaufleute und Handwerker zerstreuten Deutschen findet man nur wenige in den westlichen Ortschaften des Landes; hier vertreten längs der Gränze von Uruguay Spanier und Franzosen ihre Stelle. In der Gränzstadt Jaguarão, der zeitweiligen Garnison des deutschen (fünfzehnten) Infanterie-Bataillons vor Beginn des Feldzuges fand es zur Überraschung aller keinen Landsmann mehr vor. Dasselbe war um jene Zeit der Zufluchtsort vieler aus der Banda Oriental geflüchteter spanischer Familien, welche mit Sehnsucht den Augenblick erwarteten, der sie in ihr Vaterland zurückführen sollte. Unverkennbar zeigten die Männer in ihrer Haltung und in ihren Gesichtszügen, die Frauen in ihrer größern Schönheit, ihrer geschmackvollern Toilette, ihrem ungezwungenen Benehmen, daß eine andere Nation begönne. Das brasilianische Bündniß selbst gegen den gemeinsamen Todfeind Rosas schien ihnen drückend, und vermochte nicht die mindeste Sympathie bei ihnen rege zu machen. Der Sturz des Diktators und die Verhügung der Banda Oriental hat die Zahl der in der Provinz Rio Grande befindlichen Spanier bedeutend gemindert und auch die Zurückgebliebenen vermögen nicht, sich in derselben als Einheimische zu betrachten. Buenos Ayres und Montevideo sind die Objekte, nach welchen sie stets ihre Sympathien ziehen. Freilich liegt zwischen diesen Städten und der brasilianischen Gränze noch das weite, menschenleere Campland der Banda Oriental, dessen dünne Bevölkerung größtentheils aus einer Mischung der Ureinwohner mit den ersten spanischen Einwanderern entstanden, durch die fortwährenden Kriege aber in ununterbrochener Verminderung

begriffen gewesen ist. Diese seltsame Mischung, deren Resultat der viel beschriebene Gaucho ist, hat in der Terrainbeschaffenheit des Landes ihren Grund gehabt. Die wellenförmigen Campos laden nicht zum Ackerbau und zu festen Ansiedelungen ein, der Grasreichthum, die schönen Weideplätze, welche die kleinsten Gewässer in ihrem ganzen Laufe begleiten, weisen den Bewohner unwiderruflich zur Viehzucht hin. Der ewige Kriegszustand hat zwar den ehemals ganz ungeheuren Viehstand des Landes so bedeutend vermindert als die Bevölkerung selbst, hat ihn selbst jedoch nicht zu vernichten vermocht.

Der Besitz zahlreicher Pferde und Kinderherden macht den Gaucho zum Nomaden und verleiht ihm jene Wildheit des Charakters, die uncivilisierten Völkerschaften eigen ist. Dennoch würde man sehr irren, wenn man den Bewohner der Banda Oriental für einen Wilden hielte, die vollkommene Mischung mit dem spanischen Blute hat jene äußerliche Ritterlichkeit, welche die spanische Race der Vorzeit so sehr auszeichnete, auch dem gemeinsten Hirten aufgedrückt und dem Charakter des ganzen Volkes, trotz seiner Unwissenheit und Rohheit, trotz aller Verschmittheit und Grausamkeit, jenen kriegerischen Typus verliehen, der den Fremden unwillkürlich mehr zu ihm als zu dem Brasilianer hinzieht. Der spanische Gaucho ist räuberisch und gastfrei zugleich, grausam und hochherzig im seltsamen, oft raschen und unerklärlichen Wechsel. Reiter von der zartesten Kindheit an, ist das Werken des Laço und der Bolas seine erste Leibesübung, das Einfangen und Dressiren der wilden Pferde seine tägliche Beschäftigung gewesen. Der Viehhandel ernährt ihn, und die ärmlichen Hütten, welche spärlich auf dem weiten Lande zerstreut liegen, sind nur selten von einem angebauten Fleckchen Landes begleitet. Keinem derselben aber fehlt der kreisrunde, mit Pfahlwerk umzogene Corral, in welchen die Pferde hineingetrieben und eingefangen werden.

Wie gesagt, auch in der Provinz Rio Grande findet man ähnliche Verhältnisse, auch hier hat der Landbewohner

Vieles, was an den Nomaden erinnert, auch hier findet sich dieselbe Mischung mit dem Ureinwohner, zumal in den längs des Uruguay gelegenen ehemaligen Missionen der Jesuiten, jedoch ist die Mischung nicht zu einer so selbstständigen Individualität gelangt. Die Reste der Indianer, hier Chinen genannt, sind in einzelne sogenannte Kolonien zusammengedrängt, haben zwar die Sprache und Sitten der Brasilianer angenommen, aber dennoch den eigenen Typus ihrer Gesichtszüge bewahrt. In der Banda Oriental dagegen scheinen sie in der Nationalität der Castelhanos aufgegangen. Hier steht man unter den Besitzern der sogenannten Estancien häufig das wahre Specimen des ächten spanischen Hidalgo, in seiner vollen Grandezza und in all' der indolenten Gedankenlosigkeit und vollkommensten Unwissenheit, welche ihm eigen sind. Wenn man betrachtet, daß eine solche spärliche, weit zerstreute und unruhige Landbevölkerung mit der großen und blühenden, zum dritten Theile von Fremden bewohnten Handelstadt Montevideo zu einem Staate verbunden ist, so wird man sich über die vielen und oft raschen und unerwarteten Umwälzungen nicht wundern können, welche auf diesem offenen Tummelplatz aller Leidenschaften stattgefunden haben. Die freie Ungebundenheit des Volkscharakters, die Kampf- und Raublust werden jedem einflußreichen Chef schnell eine Schaar von Reitern zuführen, welche die Durchführung persönlicher Pläne über die dunkelen Interessen des Gesamtswohls stellt.

Die Sclaverei war in diesem Lande mit der Erringung seiner Unabhängigkeit völlig verschwunden, aber auch die ganze schwarze Bevölkerung, welche freilich hier nie so zahlreich war wie in der Provinz Rio Grande, ist fast ganz ausgerieben. Die freien Schwarzen haben als Soldaten an den langjährigen Bürgerkriegen Theil genommen und sind größtentheils in denselben geblieben. Die Gesamtzahl aller Einwohner der Republik del Uruguay anzugeben, ist bei dem Mangel jeder Zählung unmöglich. Schätzt man sie auf

etwa hundertfünftausend Seelen, so kommen davon fast fünfzigtausend auf die Stadt Montevideo und ihre nächste Umgebung. Außer dieser Hauptstadt giebt es daher nur noch einige kleinere Flecken, von denen die von St. Pedro, St. Luzia, Cañones und Florides nur ein und mehrere Tagemärkte von Montevideo entfernt sind, während zwischen ihnen und der brasiliischen Gränze auf der ganzen Ausdehnung von mehr denn vierzig Meilen überall nur einzelne Niederlassungen oft der dürfstigsten Art zu finden sind. Erst nahe an jener Gränze bietet der etwas größere Flecken Cerro Largo wieder einen Haltepunkt, so wie im Westen an den Ufern des Uruguay einige kleine Orte Paysandu, Colonia da Sacramento u. a., Verbindungs-punkte mit den vereinigten Staaten des La Plata bilden.

Südamerikanische Politik.

Zwanzig Jahre beherrschte Rosas mit eiserner Hand und unumstrukturter Machtvollkommenheit die unruhigen Bewohner der Replubliken des La Platastromes, und durch ganz Süd-Amerika ging der Schrecken seines Namens. Die Charakterschilderungen dieses seltsamen Mannes, welche man in Rio de Janeiro, Rio Grande und überall da hörte, wo das Gespräch sich um etwas anderes als um die eigenen Interessen drehte, waren so verschiedenartig, so von einander abweichend, daß es schwer blieb, sich aus denselben ein wirkliches Bild von dem gefürchteten Diktator von Buenos-Ayres zu entwerfen. Die ganze Person erschien in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt, welches eher zu als abnahm, je mehr man

sich dem Schauplatz seiner unmittelbaren Thätigkeit näherte, aber weithin reichte der magische Zauber eines Namens, an welchen sich eine so große Reihe von Gewaltthaten, aber auch eine wunderähnliche Herrschaft, eine unumschränkte Herrschermacht anschlossen. Offenbar war Rosas der ächte und wahre Repräsentant der spanischen Gauchos, welcher die Grausamkeit seines National-Charakters, die von seiner Abstammung unzertrennliche Unwissenheit und Roheit mit einem überlegenen politischen Scharfblick und einer rücksichtslosen Energie verband. Freilich mußte das Regierungssystem, welches einen solchen Mann zum Repräsentanten und unumschränkten Exekutor hatte, zur tyrannischsten Schreckensherrschaft führen, welche wohl je auf einem Volk ruhte! Zumal mußte dieselbe den gebildeteren Ständen mehr und mehr unerträglich erscheinen. Seine Herrschaft war trotz seiner eigenen immerhin bedeutenden Persönlichkeit nichts Anders als die Herrschaft der räuberischen und wilden Horden der Pampas über die blühende Handelsstadt Buenos-Ayres und die mit ihr verbundenen Provinzen. Ein unerklärliches Wunder bleibt es daher, daß seine Diktatur wirklich ein halbes Menschenalter hindurch sich erhalten konnte. Möge die beispiellose Furcht welche sein Name einflößte hier von der Grund sein, oder möchte man in seiner Person das kräftigste Bindemittel für den lockern Staatszusammenhang der argentinischen Republiken erblicken, gewiß bleibt immer, daß seine grausame Thyrannie, trotz der einzelnen Fälle wahrer Gerechtigkeitsliebe welche man von ihm erzählt, wie ein Alp auf der ganzen südlichen Bevölkerung Süd-Amerikas drückte und ihre freie Entwicklung hemmte. Gewiß ist auch, daß in den letzten Zeiten seine Gewalt in allen ihren Grundlagen so erschüttert war, daß es nur eines Anstoßes von Außen bedurfte, um sie gänzlich über den Haufen zu werfen. Gewiß ist aber auch, daß der Schrecken seines Namens sich so tief den Gemüthern eingeprägt hatte, daß das gemeine Volk Rosas noch fürchtete, obgleich es ihn längst schon für todt hielt. Selbst sein Schatz

ten schien genügend die Macht zu erhalten, welche er im Leben gegründet hatte.

Dieser falsche Begriff von seiner wirklichen Macht, die Unkenntniß, in der man sich über ihren Halt im Volk befand, gaben im Jahre 1851 die Veranlassung zu einer Liga und zu Rüstungen, so mächtig, wie sie Süd-Amerika bisher noch nicht gesehen hatte. Fast schien es, als ob man der Aufsietung aller Kräfte des Welttheils bedurfte, um einen einzigen Mann zu stürzen. Man bereitete sich auf einen hartnäckigen Kampf mit dem gefährlichsten Feinde vor, den man zu haben glaubte und stieß schließlich auf ein Gespenst, welches so lange die Gemüther geängstigt hatte, und nun bei der ersten Berührung in sein Nichts auseinanderfloß. Unzweifelhaft zwar bleibt es, daß Rosas früher die Absicht gehabt hat, seine Macht auch über die Grenzen der La Plata-Staaten hinauszutragen, aber das fortwährende Hinausschieben dieses Planes, die Unmöglichkeit, in die ihn sein tyrannisches Regierungssystem versetzte, die eigene Hauptstadt verlassen zu dürfen, beschränkten diese Pläne wohl seit lange schon auf die Versuche, welche er durch seinen Partheimann Oribe in der Banda Oriental gegen Montevideo unternommen ließ oder doch wenigstens begünstigte. Der Schutz aber, welchen diese halbfranzösische Stadt bei Frankreich fand, hinderte Oribe, seine Macht weiter auszudehnen, als auf die Bevölkerung der Campos, und nährte acht volle Jahre hindurch einen Bürgerkrieg, der dem Wohlstande des ganzen Landes und dem Handel von Montevideo unzählige Wunden schlug, da er sich mehr oder minder um die Blokade dieser Hauptstadt und ihre Abschließung von dem Lande drehen mußte. Die gänzliche Zerstörung der einst zahlreich besiedelten Umgebung von Montevideo, die Ruinen so vieler Häuser, welche dort uns entgegenstarrten, als wir nach Aufhebung der langjährigen Einschließung dahin kamen, die Entvölkerung des Landes, die Vieharmuth, welche im Gegensatz zu dem ehemaligen Reichthum überall erkennbar war, geben

Zeugnisse, auf welche Weise dieser Krieg geführt worden ist. Montevideo war also lange Zeit hindurch von dem eigenen Lande abgeschnitten, und die Macht der republikanischen Regierung auf die Stadt beschränkt worden. Außerhalb der Mauern und über das ganze Land bis zur brasiliensischen Gränze herrschte Dritte mit gleicher Härte und Grausamkeit wie Rosas in Buenos-Ayres. Seine Partei nannte sich die Weißen, seine Gegner, die Rothen, hatten theils in der Hauptstadt, theils in den brasiliensischen Gränzstädten der Provinz Rio Grande Schutz gesucht.

Die unmittelbare Berührung, in welche hierdurch Brasilien mit einem solchen Nachbar kam, die fortwährenden Reibungen, welche solche Gränzverhältnisse hervorriefen, die Be- sorgniß endlich, daß die nach langem Bürgerkriege erst vor wenigen Jahren mühsam beruhigte Provinz Rio Grande abermals Gelüste zur Löschung hegen könnte, waren Grund genug, die brasiliensische Regierung zum Einschreiten in die Wirren des Nachbarlandes zu zwingen. Daß Eroberungsgelüste auf die unter Don Pedro I. wenigstens zeitweise zum Kaiser- reiche gehörige und in den unglücklichen Kriegen, welche dieser Fürst mit Buenos-Ayres führte, wieder verloren gegangene Banda Oriental die Intervention der jetzigen brasiliensischen Regierung hervorgerufen haben, hat die Folge widerlegt und erschien auch schon deshalb unwahrscheinlich, weil die Besetzung des öden Landes, die Niederhaltung seiner kriegerischen, feindseligen Bevölkerung einen Kraftaufwand erfordert hätte, welcher in keinem Verhältniß zur Größe des Gewinns stehen konnte. Eben jene Kriege Pedro des Ersten haben zur Genüge bewiesen, daß eine wirkliche Inkorporation dieses Landes bei dem unauflöschlichen Nationalhaß seiner Bewohner die Macht Brasiliens lähmen und es in die unendlichen Verwicklungen der La Platastaaten rettungslos hineinziehen müsste. Die Erringung eines indirekten Einflusses auf das ganze bis zum linken Ufer des Uruguay liegende Land, ist dagegen die wahre Aufgabe der brasiliensischen Regierung,

die Sicherung der innigst verkettenen Handelsinteressen der Provinz Rio Grande und der Republik Montevideo, die Be-ruhigung endlich dieses Nachbarlandes durch brasilianische Waffen und unter brasilianischem Schutz, das Ziel gewesen, welches man sich bei Beginn des Krieges gesteckt hatte. Frei-lich fanden dieselben Beweggründe schon längere Zeit statt, sie allein aber hätten nie die brasilianische Regierung vermocht, ihrer strengen Defensiven zu entsagen und selbst um positivere Vortheile zu erreichen, sich in einen Streit zu mengen, dessen Ende nicht abzusehen war, und welchen der Nationalhaß sehr leicht in ei-nen Kampf der ganzen castilianischen gegen die brasilianische Race hätte verwandeln können. Brasilien bedurfte daher eines starken Bundesgenossen im feindlichen Lager selbst, es mußte eine größere Erhebung gegen die Macht Rosas selbst abwarten, um in die politische Entwicklung dieser Länder eingreifen zu können. Erst als diese günstigeren Combinationen wirklich eintraten, trat auch Brasilien aus seiner beobachtenden Stel-lung hervor, und entschloß sich zur aktiven Theilnahme. Mit welcher Vorsicht und scheuen Behutsamkeit dieses jedoch ge-schah, zeigte der ganze Verlauf der Begebenheiten.

Wir hatten bereits erwähnt, daß der Druck der tyran-nischen Regierung Rosas am schwersten auf dem gebildeten und wohlhabenden Theile der Bevölkerung ruhete, man darf jedoch nicht vergessen, daß eben diese Tyrannie, welche alle und jede Gewalt in eine Hand vereinte, mit ebensoviel Un-muth in den einzelnen Staaten der Föderation, welche zu blo-ßen Provinzen zu werden drohten, als in der Hauptstadt selbst ertragen wurde. Diese lag in Fesseln und war jeder Kundgebung ihrer Gesinnungen unsäig geworden, nur von jenen ausgehend war ein Umsturz möglich. Sobald daher der General Urquiza, Gouverneur von Entre Ríos und Corrientes, des zwischen dem Uruguay und Parara gelegenen reichsten und bevölkertsten Staates der Conföderation offen die Fahne des Widerstandes gegen die Macht des Diktators er-griff, fand er an Brasilien sogleich einen hülfsbereiten und

gerüsteten Bundesgenossen, der ihm von um so größeren Nutzen sein mußte, als die brasilianische Provinz Rio Grande unmittelbar den Staat Entre Ríos begrenzt. Auch Paraguay, welchem Rosas die Anerkennung seiner Unabhängigkeit versagte, trat aus seiner alten Abgeschlossenheit heraus, und schloß sich den aufgeständerten Provinzen Entre Ríos und Corrientes an. Bewaffnete Scharen dieses so lange unbekannten Landes verstärkten die Macht des Generals Urquiza, welcher fühlend, daß die Niederwerfung Oribes in der Banda Oriental dem eigentlichen Schläge auf Rosas vorangehen müsse, von dem rechten auf das linke Ufer des Uruguay übertrat und den Befreiungskrieg begann, wenn man überhaupt den Verlauf der Begebenheiten und den Zusammenhang der Transaktionen, welche den Sturz Rosas zur Folge hatten, einen Krieg nennen kann.

Im Allgemeinen war daher Abschüttlung des Joches unter dem sie seufzten, und der freie Föderalismus der einzelnen Staaten der argentinischen Republik der vorherrschende Zweck, welcher Urquiza und die Conföderirten zum Aufstande gegen Rosas trieb, während die brasilianische Macht mehr den Charakter einer bewaffneten Intervention zeigte und diejenige Rolle übernahm, welche weder Frankreich noch England durch die gegenseitige Eifersucht gehindert, zu übernehmen vermochten. Die beiden europäischen Großmächte, zwischen welchen die La Plata Frage so oft schon ein *casus belli* zu werden gedroht hatte, blieben daher diesmal neutral. Die englische Flotte schützte die Interessen der englischen Unterthanen in Buenos Ayres, die Französische die ihrigen in Montevideo, woselbst sich auch mehrere Compagnien französischer Marine-Soldaten als Garnison befanden.

Die brasilianische Armee.

Die Konstitution des Kaiserreichs verpflichtet jeden Brasilianer, zur Vertheidigung des Landes in die Reihen des Heeres zu treten. In der Wirklichkeit aber beschränkt sich diese Verpflichtung auf den Dienst der National-Garde, während man in den Reihen des stehenden Heeres — denn Brasilien hat verhältnismässig ein nicht unbedeutendes stehendes Heer — hauptsächlich nur geworbene oder vielmehr gepreiste freie Neger, Mulatten und Chinen bemerken kann. Der Anblick eines solchen brasilianischen Linien-Bataillons in seiner grotesken, der englischen, französsischen oder portugiesischen Armee entlehnten Paradeuniform mit seinem als Husaren, Ulanen u. s. w. verkleideten, reich betreuten Musikkorps ist wirklich so eigenthümlich spaßhaft, daß man unwillkürlich an die Puppentheater oder Bilderbogen seiner Jugendzeit erinnert wird. Hier steht ein Schwarzer mit seinem platten, ausdruckslosen Negergesicht, zwischen einem gelben, hässlichen Mulatten und einem kupferfarbenen Chinen, dem die indianische Abkunft unverkennbar aus den Zügen spricht. Dann und wann bemerkt man auch einen bleichen, schwächlichen Brasilianer in den Reihen, welcher entweder den Militair-Dienst als letzte Zufluchtsstätte gefunden hat, oder als Officierssohn und somit auch als Kavall mit der Zeit zum Officier heraufzurücken gedenkt. Allen aber fehlt gleichmässig jenes militairische Neußere, jene Haltung und körperliche Ausbildung, welche den europäischen Soldaten charakterisiren. Kleine und große, alte und junge Leute, von Natur gerade gewachsene und durch die ehemalige harte Negerarbeit Gebeugte, stehen hier in einer Linie neben einander. Und dennoch sind diese sogenannten Soldaten in Ertragung von Strapazen, auf Marschen und im Lager bewunderungswürdig. Sie bestehen

eine Zähigkeit des Körpers, eine stumpfe indolente Fügsamkeit und eine Nüchternheit im Essen wie im Trinken, welche sie allein fähig machen, als Lastträger durch die weiten unbewohnten Länder Süd-Amerikas zu ziehen, ohne daß ihnen jemals in den Sinn käme, zu fragen, wohin sie geführt würden oder warum sie denn eigentlich marschirten.

Einer europäischen Macht gegenüber würde natürlich eine solche Truppe von geringer Bedeutung sein, Brasilien aber, welches nirgends das Entgegentreten einer regulären Armee zu befürchten hat, sichert ihre Unterhaltung immerhin ein gewisses Uebergewicht über seine undisciplinirten Nachbarn. Denn die innere Disciplin der brasilianischen Armee ist eine der strengsten, welche es giebt, und kann um so leichter aufrecht erhalten werden, als das Verhältniß des Officiers zum Soldaten naturgemäß bei einer solchen Zusammensetzung kein anderes als das des Herrn zum Slaven sein kann. Doch fehlt einer solchen Truppe selbstredend diejenige moralische Kraft, welche allein den Soldaten zum Siege führt. Die brasilianischen Soldaten, vorzugsweise aber die der Infanterie, können nichts anders sein, als eben im äußern Waffendienste abgerichtete Affen, welche im ernsten Gefechte nur durch die Furcht der Strafe oder besser noch durch die Säbel ihrer Officiere zusammenzuhalten sind. In dem heftigen Feuer eines europäischen Tirailleurgefechts oder dem Getöse einer großen Feldschlacht könnten sie keine Rolle spielen. Es ist, wie gesagt, gar nicht möglich, einen europäischen Maßstab an sie anzulegen, nur mit der englisch-ostindischen Armee könnten sie in Vergleich gestellt werden. Uebrigens aber ist ihre Propretät über alles Lob erhaben, und in dieser Beziehung kann jeder europäische Soldat sie dreist zum Vorbild nehmen. Die stets blendend weiße Wäsche kontrastirt zwar seltsam zu den schwarzen, braunen und gelben Geschtern, zeigt aber einen Grad von Reinlichkeit, wie das südlische Klima ihn schon der Erhaltung der Gesundheit wegen erfordert. Die Waffen und das Lederzeug sind stets spiegelblank, die Uniformen und

übrigen Bekleidungsstücke von einer tabellosen Sauberkeit. Denn der innere Dienst in der Kaserne oder im Lager, wird auf eine Weise durchgeführt, wie sie ganz dem der vollständigsten und unbedingtesten Bevormundung bedürftigen Charakter des brasiliianischen Soldaten entspricht. Unter den täglichen regelmäßigen stets zur bestimmten Stunde sich wiederholenden Appells vergeht ihm die Zeit, ohne daß er je zu dem Gedanken kommen könnte, daß es überhaupt eine andere Lebensweise gäbe. Viel zu wünschen lässt dagegen die wirkliche militärische Ausbildung selbst, diese ist bei allen Waffen gleich jämmerlich und lässt schließen, wie wenig mit einer solchen Truppe trotz ihrer Disciplin, trotz ihrer ausgezeichneten Proprietät im Ernstgefecht selbst auszurichten ist.

Eine ganz eigenthümliche Klasse bilden in der brasiliianischen Armee die sogenannten Kadetten oder Officier-Aspiranten. Da nämlich jeder Fidalgo (Edelmann) und jeder Officiersohn bei einer beliebigen Truppe als Kadett erster oder zweiter Klasse, je nach dem Range den sein Vater bekleidet oder bekleidet hat, eintreten kann, ohne daß ein Examen seiner Fähigkeiten oder seiner Schulkenntnisse diesem Unwesen Schranken setze oder über sein Avancement zum Unterlieutenant (Alferes) entschiede, so ist ihre Zahl besonders bei denjenigen Bataillonen, welche für gewöhnlich in den Hauptstädten garnisoniren, bedeutend, ihre Bildung aber im Allgemeinen so gut wie Null. Sie sind die demoralisirteste, schamloseste Bande, welche glücklicher Weise nirgends ihres Gleichen findet. Und demnach rekrutirt aus ihnen allein sich das Offizier-Korps der brasiliianischen Armee. Glücklicherweise erreichen sie indessen den Grad eines Alferes erst nach einer bis achtjährigen Dienstzeit und nachdem sie die Unterofficierchärgen der Reihe nach durchgemacht haben. Zum Nachtheil der Truppe selbst aber verhindern sie eben hierdurch das Entstehen eines wirklich brauchbaren Unterofficier-Korps, dessen Mangel eben die mangelhafte militärische Ausbildung des Soldaten zur Folge hat.

Da die Offiziere selbst sich wie gesagt ohne alles

wissenschaftliche Gramen auf den Vorschlag des respektiven Kommandeurs hin aus den Kadetten ergänzen, so kann man an dieselben allerdings auch nur geringe Ansprüche machen, und sie eben deshalb nur zu den gebildeten Ständen zählen, weil es in Brasilien keinen Stände-Unterschied, sondern nur Herrn und Esclaven giebt. Die Länge der Dienstzeit, die Langsamkeit des Avancement hat ihnen indessen die nothdürftigste Routine des praktischen Dienstes verliehen und alle ohne Ausnahme haben, unterstützt durch die der portugiesischen Race eigenthümliche Verschmittheit sich eine unverkennbare Uebung im Rechnungswesen erworben. Da es keine militärischen Werke in der portugiesischen Sprache giebt, andere Sprachen aber nur von Wenigen gesprochen werden, so lässt sich begreifen, daß auch der Trieb zu militärischen Studien, wenn er etwa irgendwo erwachen sollte, keine Befriedigung finden kann. Eine Ausnahme hiervon macht nur ein Theil der Officiere der Artillerie und des kaiserlichen Ingenieur-Korps, welche die Militär-Akademie zu Rio de Janeiro besucht haben, jedoch auch ihre Bildung ist kaum mehr als eine oberflächliche zu nennen. Vergebens sucht man daher in einem brasilianischen Officier-Korps die friegerischen, verwitterten Gesichtszüge alter Troupiers, vergebens die feinen Formen junger Leute von Bildung und Familie, man bemerkt nur unmilitärische, verweichlichte Figuren, abgelebte ausdruckslose Gesichter, und jene berechnete jüdische Abgefeimtheit, welche am wenigsten zu dem Militärrock passt. Uebrigens kleiden sich die brasilianischen Officiere mit jener Sorgfalt, welche dem Brasilianer überhaupt eigenthümlich ist, nur ist ihre Gewohnheit, außer Dienst den Civilhut und beliebige Civil-Beinkleider zum Uniformsrock zu tragen, jedenfalls nicht geschmackvoll.

Der Begriff „Officierehre“ ist hier ein ganz unbekannter, und die Moralität der Sitten steht auf einer so niedrigen Stufe wie die der Nation selbst. Die seltsame Leidenschaft der Pädastie findet in dem Institut der Kadetten eine schrankenlose Befriedigung, und man nimmt an dieser Gewohnheit ebensowenig

Anstoß, wie an dem öffentlichen Zusammenleben eines Officiers mit irgend einer beliebigen schwarzen, gelben oder sonstig gefärbten Schönheit. Betrug beim Hazardspiel dagegen ist vielleicht nur für den entehrend, welcher sich betrügen läßt, und Schulden machen in der Absicht nie wieder zu bezahlen, so sehr zur Regel geworden, daß man eigentlich das Wort „borgen“ ganz aus dem portugiesischen Wörterbuche streichen könnte. Bei all dieser Unwissenheit und Demoralisation, oder vielleicht eben wegen derselben, sind Selbstüberschätzung, Grosssprecherei und nationaler Eigendunkel so vorherrschend, daß der brasiliische Officier Nichts mehr lernen zu können glaubt, und daher Nichts lernen will. Ein fremdes Exercitium macht auf ihn nicht den mindesten Eindruck, er giebt sich in seiner vollkommenen Unwissenheit und Indolenz nicht einmal die Mühe, es auch nur länger als einen Augenblick zu betrachten. Von militärischem Interesse findet man bei ihm keine Spur, nonchalant und gleichgültig thut er mechanisch seinen eigenen Dienst, kommandirt ohne irgend welchen Ausdruck im Kommando stundenlang dasselbe Exercitium, und frischt die Aufmerksamkeit seiner Neger dann und wann durch fühlbare Erinnerungen mit dem Rohrköpfchen auf, dessen er sich bei dieser Gelegenheit statt des Säbels bedient.

Das Exercitium selbst, die Reglements, Gesetze, die taktische und administrative Organisation der Corps, sind diejenigen der portugiesischen Armee, wie sie nach und nach durch den Grafen von Schaumburg-Lippe, den General Veresford und den Herzog von Wellington bei derselben eingeführt worden waren. Der Kaiser Pedro I. hat zwar aus den Zeiten seiner thätigen Regierung viele und wichtige Verordnungen hinterlassen, dieselben sind aber, wie in Brasilien so Vieles, eben nur unausgeföhrte Projecte geblieben. Zumal ist Alles das wirklich anerkennenswerth, was jener Kaiser für die Verwaltung der Rassen, des Materials u. d. m. angeordnet hat, aber leider hat seine mannigfaltige Thätigkeit gerade in dieser Beziehung nur geringe Früchte getragen. Nir-

gends fühlt man mehr wie hier die Richtigkeit, daß da, wo am meisten gerechnet wird, auch am meisten betrogen wird. Die Organisation eines brasiliischen Truppenkorps mit seinen vielen Officieren, seinem zahlreichen Stabe, seinen kleinen Kompanien, sticht gress von der so einfachen preußischen ab, und befördert bei der allgemeinen Demoralisation die Betrügerei, statt sie zu verhindern. Der komplizirte Verwaltungsrath jedes Infanterie-Bataillons oder Kavallerie-Regiments mit seinem Major oder Fiscal, einem Kapitän als Tesoureiro und vielen andern schönen Dingen hindert durchaus nicht, daß eben die Stellen des Kommandeurs, des Quartier-Meisters und des Kommissärs oder Fornecidors, zu Zeiten wahre Pfründen werden, welche ihre Inhaber bei ihrer verhältnismäßig äußerst schlechten Besoldung recht gründlich auszubeuten verstehen.

Die ganze Stärke der eigentlichen brasiliischen Armee besteht freilich nur aus vierzehn Infanterie-Bataillons *), vier gleich der Infanterie exercirten und bewaffneten sogenannten Artillerie-Bataillons, vier Kavallerie-Regimentern und einem Artillerie-Regiment. Rechnet man durchschnittlich jedes Bataillon und Regiment zu sechshundert Mann, so erhält man eine stets disponibile Truppenmacht von circa funfzehntausend Kombattanten. Es existiren außer dieser mobilen Armee aber noch in fast allen Provinzen stehende und gleich besoldete Special-Korps, welche zumal im Norden, d. h. in Bahia, Pernambuco und Maranhão zur Aufrechthaltung der monarchischen Gewalt unentbehrlich sind, oder auch in den fast nur noch von Wilden durchstreiften Provinzen als Sicherheits-Wachen dienen. Die ganze Stärke dieser stabilen Truppenheile ist daher für einen Krieg im Auslande nicht verwendbar und reicht kaum für den Zweck hin, für welchen sie geschaffen sind. Viel wichtiger dagegen ist die Bil-

(* Neuerdings ist ein Infanterie-Bataillon eingegangen und soll dafür ein fünftes Kavallerie-Regiment entstehen.

dung der National-Garde im ganzen Reiche und der eigenthümlich kriegerische Charakter derselben in der Provinz Rio Grande de Sul.

Es ist einleuchtend, daß bei den großen Verschiedenheiten, welche sowohl in Betreff der Bewohner wie der Landesverhältnisse überhaupt zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen herrschen, dieselben Unterschiede sich auch in der Armee fühlbar machen werden. Bei der zahlreichen, weit überwiegenden Schwarzen- und Mulatten-Bevölkerung der Nordprovinzen ist es nicht befremdend, fast die ganze Infanterie aus diesen Gegenden rekrutirt zu sehen, während die Kavallerie vorzugsweise im Süden ergänzt wird, und hier auch in der weißen Bevölkerung Ersatz genug findet, um mehr oder weniger der Schwarzen entbehren zu können. Wenn man die brasilianische Armee daher nach Farben rangiren will, so kann man sagen, daß die Infanterie überwiegend schwarz, die Artillerie halb schwarz halb weiß, die Kavallerie überwiegend weiß erscheint. Jedenfalls entsteht hierdurch eine Höherstellung der letzteren Waffe über die erstere, welche sich auch auf eine etwas höhere Besoldung der Kavallerie und reitenden Artillerie begründet. Jedoch auch bei der Infanterie machen sich Unterschiede bemerklich, so besteht z. B. das erste Bataillon, welches als eine Art Garde Rio de Janeiro nie verläßt, größtentheils aus hellfarbigen Leuten, während im zweiten fast kein Weißer zu entdecken war. Ja es giebt sogar ganz schwarze Officiere, obgleich ihre Zahl nicht so bedeutend, wie die der wirklichen Mulatten ist, eine Erscheinung die nur aus der großen Racevermischung von Weißen und Schwarzen zu erklären ist, welche hauptsächlich bei allen Bewohnern der Nord-Provinzen sich zeigt. Fast möchte man glauben, daß in Bahia und Pernambuco es kein reines Blut mehr giebt.

Die Infanterie ist wie gesagt in Bataillons getheilt, welche aus acht Kompanien zu durchschnittlich siebzig bis achtzig Mann bestehen. Jedes Bataillon hat in seinem Etat einen Obersten, einen Oberstleutnant, einen Major, einen Adjutanten,

danten, einen Quartier-Meister und einen Sekretär, außerdem einen Sargento-Ajudante und einen Sargento-Quartel-Meister. Jede Kompagnie hat einen Kapitän (capitan), einen Lieutenant (Tenente) und zwei Alferes und an Unteroffizieren einen ersten, zwei zweite Sergeanten und einen Fourier. Die sechs Cabos (Korporale) und sechs Alspecades (Gefreite) jeder Kompagnie stehen in Reihe und Glied und gehören, nicht zu den Inferiores (Unteroffizieren). Die ganze Organisation ist demnach der englischen entlehnt und weicht bedeutend von der in den deutschen Armeen üblichen ab. Es ist dies ein Umstand, welcher bei der neusten deutschen Anwerbung leider von Niemandem vorher erwogen worden war, und daher wesentlich dazu beitrug, daß Fortbestehen der deutschen Truppe in Brasilien unmöglich zu machen. Wenn zwei Bataillons zu einer Brigade vereint worden sind, so wird dieselbe von dem ältesten Obersten kommandiert, und der Oberstleutnant befehligt dann das Bataillon. Jedoch fungiren in der brasilianischen Rangliste auch eine große Zahl Brigade-Generale (Brigadeiro) Divisions-Generale (Maréchal de Campo), welche ebenso wie der noch höher stehende Tenente-General und der Marechal de Exercito (eine Stelle die jetzt unbesetzt ist), ihre jedesmalige Bestimmung von der Regierung angewiesen bekommen. Meistens theils fungiren dieselben als General das armas, Inspector das tropos, commandante da guarnicao in den Provinzen und deren Hauptstädten. Nur für den Krieg erhält die disponibile Operations-Armee eine Ordem da batalha und wird in Divisionen und Kavallerie- und Infanterie-Brigaden gescheilt.

Die Infanterie-Bataillone sind verschiedenartig uniformirt, jedoch ist jetzt nach Aufhebung der sogenannten Cacadores (Jäger), die Farbe der Montirungen allgemein die Blaue. Alle aber sind gleichmäßig mit englischen Feuerschloßgewehren bewaffnet, nur die Unteroffiziere führen wenigstens theilweise gezogene Stützen, jedoch ebenfalls noch mit Feuerschlößern. Neuerdings hat bei Gelegenheit der deutschen Anwerbung die Regierung eine Zahl von Zündnadel-Gewehren, Spitzkugel-

Büchsen und glatten Gewehren mit Piston-Zündung ange-
 kaufst, jedoch sind dieselben noch keinem der einheimischen
 Bataillone gegeben worden. Es wird dem neu angeschafften
 Materiale wohl ebenso ergehen, wie dies in Brasilien
 nicht anders zu geschehen pflegt, ein Theil bleibt vergessen in
 irgend welchen Arsenalen, ein anderer wird von den Behör-
 den verkauft und ein Dritter fällt zufällig irgend einem belie-
 bigen Truppentheil in die Hände. Ganz ähnlich ist es mit
 dem nach preußischen Modellen in Hamburg und Altona an-
 gesertigten Artillerie-Material, mit dem österreichischen Bon-
 ton-Train u. d. m. gegangen, über welche schwerlichemand
 specielle Auskunft wird geben können. Freilich war man mit
 demselben so eigentlich angesetzt worden, freilich ist wohl
 gerade daß preußische Artillerie-Material für eine Anwendung
 in Süd-Amerika am wenigsten geeignet, dennoch aber die Ju-
 dolenz und der Wiederville, mit welchem man diese fremdar-
 tigen Dinge betrachtete und dann unbenußt in den Depots ließ, wirklich spaßhaft gewesen. Die Artillerie Brasiliens ist
 allerdings diejenige Waffe, welche mehr wie die übrigen von
 der Beschaffenheit des Landes abhängt. Wenn man bedenkt,
 daß die ausgedehnte Küste des Reiches, mit ihren vielen
 theils vernachlässigten, theils gänzlich versallenen Batterien in
 Kriegszeiten eine zahlreiche Bedienungs-Mannschaft erfordert,
 so wird man sich weniger wundern, unter dem Namen Fuß-
 Artillerie vier vollkommen wie die Infanterie bewaffnete und
 exercirte Bataillone zu sehen, welche demnächst auch als solche
 verwendet werden.

Die eigentliche brasiliische Feld-Artillerie bildet nur
 das reitende Artillerie-Regiment zu sechs Kompagnien. Aber auch
 hier darf man den Maßstab der europäischen reitenden Ar-
 tillerie nicht anlegen. Der Mangel aller und jeder künstli-
 chen Straßen, der Umstand, daß alle und jede Wege stel-
 lenweise durch den natürlichen Lauf kleinerer oder größerer
 Gewässer unterbrochen, daß die Pferde selbst nur auf das Gras-
 futter angewiesen sind, welches eben nach jedem Marsche auf

der Stelle gefunden wird, wo man sein Lager aufschlägt, und daher überall in Süd-Amerika nicht als Zugthiere benutzt werden können, machen es unumgänglich nothwendig, die Geschüze und den Train durch Ochsen fortzuschaffen. Nur für kürzere Märsche, schnellere augenblickliche Bewegungen und das Gefecht selbst bedient man sich der Maulthiere, von denen daher auch eine Heerde jedem Artillerie-Train ebenso nachgetrieben wird, wie eine Reserve-Kavalkade von Pferden zum Ersatz und zur Abwechselung für Alles was bei der Armee beritten ist. Romisch genug sieht es aus, wenn der brasiliianische Artillerie-Officier als Geschützführer mit einer großen Heckpeitsche versehen ist und mit derselben Fahrer und Mulas gleichmäßig zur Eile antreibt. Man muß aber auch geborener Rio Grandenser sein, um mit diesen Thieren fertig werden zu können. Die beste deutsche Artillerie vermöchte mit einer so bespannten Batterie nicht zu manövriren. Trotz aller Geschicklichkeit, trotz aller Uebung, welche nur eine von Kindheit auf ununterbrochene ausschließliche Nomaden-Beschäftigung verleihen kann, ist selbstredend mit den schnellen Bewegungen der europäischen reitenden oder Fuß-Artillerie kein Vergleich anzustellen. Zu Manövern im feindlichen Feuer aber würden die Mulas trotz aller Dressur sich nicht gebrauchen lassen. Natürlich wird man bei so bewandten Umständen es vermeiden, schwere Geschüze in's Feld zu schleppen. Die kleinsten englischen Kaliber, meistens Haubiken auf niedrigen leichten Blockfassettten, sind offenbar die brauchbarsten, obwohl sie eigentlich mehr zum Lärm machen, als zum wirksamen Schießen die Truppen zu begleiten scheinen. Die Wirkung der Feldartillerie ist daher in den Kriegen Südamerika's immer mehr eine moralische als effektive gewesen. Undisziplinierten Nationalgarden, irregulären Reiterschwärmen gegenüber wird sie so, wie sie ist, immerhin genügen, in großer Zahl aber nie auftreten brauchen. Ihre Verwendung ist durch die Landesverhältnisse im Feldkriege beschränkt.

Dagegen wird für alle Kriege auf den Campos von

Uruguay und den weiten Pampas von Buenos-Ayres die Kavallerie offenbar die Hauptwaffe bleiben. Von den vier brasiliischen Reiterregimentern stehen daher auch drei stets in der Provinz Rio Grande. Es läßt sich denken, daß auf die Ausstattung dieser vier Regimenter eine große Sorgfalt verwendet ist, doch läßt ihre Ausbildung als reguläre Kavallerie viel zu wünschen übrig. Denn wenn auch die Rio Grandenser von Natur kühne und gewandte Reiter sind, so fehlt doch überall jene Dressur des Pferdes, welche allein eine reguläre Kavallerie schaffen kann. Die Pferde werden in Rio Grande, wie in Uruguay und am La Plata niemals künstgerecht zugeritten, sondern so wie sie roh und wild der Heerde entnommen werden, bestiegen, und mit den grausamsten Gewaltmitteln dem Willen des Herrn fügsam gemacht. Von einem schulgerechten Reiten ist nirgends die Rede. Der Brasilianer reitet nur auf Balance, kennt außer dem Schritt nur den kurzen Galopp und die Carrière, und hat keine Idee von dem gestreckten Trab. Auf Reisen ist ein kurzer Pass die gewöhnliche Gangart, abwechselnd mit einem eben solchen Galopp. Das Carrière-Reiten (Carreir) aber ist eine Lieblingsbeschäftigung. In allen Lagern, auf den breiten, ungepflasterten Straßen der Städte selbst sieht man die Rio Grandenser zu Zweien oder Mehreren, mit Armen und Beinen schlendernd, vorüberjagen. Wenn einem ein Pferd zum Verkauf angeboten wird, so läßt es erst der Verkäufer, dann der Käufer, und wo möglich auch noch einige Umstehende „laufen“.

Die Art und Weise, wie man hier überhaupt mit diesen armen Thieren umgeht, ist wirklich abscheulich. Da man für zehn bis zwanzig Thaler überall in der Provinz Rio Grande oder in Uruguay schon ein gutes und brauchbares, für dreißig bis vierzig Thaler aber gewiß ein sehr gutes Pferd zu kaufen bekommt, so legt man auf den Besitz eines solchen natürlich auch nicht den Wert, wie es in Europa geschieht. Die Pferde der Kavallerie sehen nie einen Stall, sondern werden, in Cavalgaden vereint, heerdenweise auf die

Weide getrieben und daselbst von einigen Kavalleristen bewacht. Bedarf das Regiment ihrer, so jagen sie die Treiber in's Lager, wo jeder Kavallerist das seinige sich greift, es aufzäumt und sattelt. Der Rest und diejenigen, welche nicht als Packpferde dienen, folgen dann als Reserve-Cavalgade dem Regimente auf dem Marsche nach. Es ist daher erklärlich, daß jedes Regiment mindestens zwei, ja drei- und viermal so viel Pferde besitzt, als es Reiter zählt. Es ist dies aber auch nothwendig, weil längere Märsche mit solchen nur mit Gras gefütterten Pferden nicht zurückzulegen sind. Ein Kavallerie-Regiment, welches eben nur eine Garnitur Pferde hätte, würde eine traurige Rolle spielen. Bei der schlechten portugiesischen Sattlung, der noch schlechtern Behandlung und dem immer nur kraftlosen Grasfutter ist ein großer Theil der Pferde sehr bald entkräftet und auf das abscheulichste gedrückt. Die Kavallerie ist dann so sehr herunter, daß, wie dies zumal auf dem letzten Rückmarsche von Montevideo nach Guarão geschah, die Infanterie ihretwegen kürzere Märsche machen muß.

Ein solcher Zustand der vollständigen Hülfslosigkeit dauert stets bis zur Ankunft der Reserve-Cavalgaden, und die Kavallerie ersteht dann neu wie ein Phönix aus ihrer trostlosen Lage. Die Marschlinie einer brasiliianischen Armee ist daher stets mit ermüdeten oder bis an den Hals an einer sumpfigen Stelle des Weges zurückgelassenen Pferden, Mauleseln und Zugochsen bedeckt, welche den Landbewohnern ein geringer Ersatz für die frischen Pferde sind, die mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit von den in der Nähe liegenden Estancien gestohlen werden. Da jedes dem Staate gehörige Pferd, Neun genaunt, dadurch kenntlich gemacht wird, daß man ihm in Brasilien die Spitze des rechten Ohres abschneidet, oder in Uruguay das Ohr bis zur Hälfte aufschlitzt, so wird man begreifen, daß es nicht allzuschwer ist, jedes beliebige Pferd zur Neun zu machen, trotzdem, daß jeder Be-

sther seine Marke hat, welche allen ihm gehörigen Pferden eingebannt ist.

Die Castilianer übertreffen übrigens die Brasilianer in der Geschicklichkeit, Pferde zu stehlen, noch weit, und man kann in der Banda Oriental wirklich von Glück sagen, wenn man am andern Morgen das Thier, was man am Abend zuvor erstanden hat, noch vorfindet. Der Pferdediebstahl scheint hier eine eben so noble Passion zu sein, wie bei uns der Betrug beim Pferdehandel. Brechen wir jedoch ab von diesem Thema, welches so manche theils lächerliche, theils unangenehme Erinnerung zurückruft. Traurig genug ist das Gesicht eines Officiers, wenn er des Nachts im Lager durch ein betäubendes Getöse erweckt wird und wo möglich an einen feindlichen Ueberfall denkend mit dem Säbel in der Hand aus seinem Zelt stürzt. Jemand eine Cavalgade ist scheu geworden, geht durch, vereinigt sich mit der nächsten, stürmt lawinenartig sich vermehrend auf das Lager los, und jagt durch die schmalen Zeltgassen hindurch. In solchem Moment hält kein Pfahl, kein noch so fester Strick die angebundenen Pferde, sie schließen sich dem Strome an, und man hört bald nur noch in der fernen Dunkelheit das Tosen ihres Hufschlags und das Geschrei der ihnen folgenden Treiber. Am andern Morgen werden die Flüchtigen zwar meistens wieder eingeholt, da sie stets in Heerden zusammen bleiben, aber — nun suche einer einmal sein Eigenthum heraus, welches entweder bereits einen früher aufgestandenen Liebhaber gefunden hat oder schon zum Reun umgewandelt worden ist. Von solchen Kavallerie-Verhältnissen hat man freilich in Europa keine Idee, man würde daher auch Unrecht thun, wollte man einen europäischen Maßstab an eine südamerikanische Kavallerie anlegen.

Der portugiesische Sattel, Lombille genannt, aus einer Art hölzernem Bocke und verschiedenen großen darüber gelegten und mit einem breiten Bauchgurte befestigten Schweifledern bestehend, ist für den Reiter freilich recht angenehm, da er auf Reisen und Märschen gleichzeitig als ein vollständiges Lager

zu benützen ist, drückt aber das Pferd bei dem geringsten Mangel an Vorsicht im Satteln. Freilich kümmert es den brasiliischen Kavalleristen herzlich wenig, ob überhaupt sein Pferd gedrückt ist, er reitet auf demselben, so lange es noch eine heile Stelle auf dem Rücken hat, und sucht dann sich ein anderes zu verschaffen. Strafbar ist er nur, wenn er gar kein Pferd mehr hat.

An regelmäßige, fest geschlossene Attaken ist unter solchen Umständen auch bei der brasiliischen Linien-Kavallerie nicht zu denken. Dieselbe ist ihrer Natur nach jedenfalls nur leichte Reiterei, und sicherlich nicht vermögend, den Chocq irgend eines europäischen Kavallerie-Regiments auszuhalten. Ihre Organisation aber ist eine vollständig regelmäßige und ihre Bewaffnung eine zweckgemäße. Von den vier Schwadronen (acht Kompanien) jedes Regiments ist nämlich die erste, außer mit Säbeln und Pistolen, noch mit Karabinern bewaffnet und bildet eine Art reitender Jäger, welche hauptsächlich zum Plänkeln benutzt wird. Die andern drei Schwadronen haben Lanzen mit rothen oder weißen Fähnchen. Der Aufmarsch einer brasiliischen Kavallerie-Linie in ihrem hellfarbigen, bunten Aufzuge hat etwas Lebendiges, Munteres, welches gress zu dem Anblicke absticht, den ein schweres europäisches Reiter-Regiment gewährt. Die Zahl der Officiere, die innere Administration und die taktische Eintheilung ist übrigens ganz wie die eines gleich starken Infanterie-Bataillons.

Nicht so regelmäßig organisiert und bewaffnet, düstiger bekleidet und beritten als diese vier brasiliischen Linien-Regimenter, aber dennoch den National-Charakter treuer bewahrend, ist die zahlreiche reitende Nationalgarde von Rio Grande. In verschiedene starke Korps nach den Comarken (Distrikten) der Provinz getheilt und im Kriege zu Regimentern oder Brigaden verbunden, ist sie gleich der preußischen Landwehr-Kavallerie eine stets bereite Reserve, welche die reguläre Reitermacht sogleich um das Drei- und Viersache zu verstärken vermag. Sie erhält, wie überhaupt die ganze Nationalgarde

des Landes, sobald sie zu irgend einem Zwecke aufgeboten ist, denselben Sold wie die Linie, steht unter demselben Militär-gezetz und hat in allen ihren Chargen den gleichen Rang. Aber in ihr herrscht ein freier, lebendiger Volksgeist, und sie selbst bleibt stets ein Instrument, dessen Schärfe sich eben so leicht gegen die eigene Landesregierung, wie gegen den äußern Feind kehren kann. Ihre Officiere sind zwar meistens nur Estancien-Besitzer oder gewöhnliche schlichte Rio Grandenser Bürger, aber viele von ihnen haben den langjährigen Auf-stand der Farappen (ein Partheiname wie Geusen oder Sans-culottes) mitgemacht und erfüllen ihren Zweck als Kavallerie-Officiere wenigstens ebensogut, wie die der Linie. Die Be-waffnung bildet ebenfalls die Lanze, jedoch hat jeder Reiter auch seinen Säbel und eine oder zwei Pistolen, Waffen, ohne welche man in dieser Provinz überhaupt Niemand über Land reiten sieht.

Man wird bei solchen Verhältnissen unwillkürlich an die Kosaken erinnert, obschon diesen die Rio Grandenser National-Kavallerie an Intelligenz und moralischem Werthe weit überlegen ist, an thierischem Instinkt, Wachsamkeit und Verwendbarkeit als leichte Reiterei aber dennoch nachsteht. Die brasiliische Indolenz kann dieselbe trotz aller ihrer Vorzüge nicht ver-läugnen. Sie ist daher ihren wildern, rohern und undisci-plinirtern spanischen Nachbarn auch keineswegs gewachsen, Die kriegerischen, scharf geschnittenen Gesichter, welchen man jenseits der Gränze begegnet, die wilden, schönen, oft nur halb, stets aber fantastisch gekleideten Figuren mit ihren lan-gen Haaren, ihren rothen Anzügen, ihren gleichfarbigen Decken um den Hüften, mit Piken, Säbeln, Pistolen, Lacos und Bo-las bewaffnet, lassen freilich keinen Zweifel übrig, daß man es eigentlich mit Räubern zu thun hat, aber die Gewandtheit und Leichtigkeit, mit der sie ihre Pferde führen, die Lebhaftigkeit, welche sich in allen ihren Bewegungen ausdrückt, lassen ebensowenig zweifeln, daß es gefährliche und unerbittliche Feinde sind, von denen der Besiegte keinen Pardon zu erwar-

ten hat. Sie sind sprüchwörtlich gewordene Halsabschneider, aber auch rastlose und unermüdliche Soldaten, welche durch offene Kämpfe nimmer zu vernichten und gerade dann am gefährlichsten sind, wenn man sie aus dem Felde geschlagen zu haben glaubt. Begünstigt durch die Terrainbeschaffenheit ihres Vaterlandes, in welchem kein Abschnitt, keine Stellung, kein fester Punkt dem Eindringenden zum bestimmten Ziele und dem Zurückziehenden zum sichern Halte dient, in einem Lande, wo Alles und Jedes, selbst der tägliche Lebensunterhalt für die Zeit des ganzen Feldzugs mitgeführt werden muß, sind sie die gefährlichsten Gegner einer schwerfälligen regulären Armee und bei ihrem unzweifelhaften größeren persönlichen Muthe, ihrer größern Gewandtheit und Geschicklichkeit im Reiten und Laço Werken mehr als geeignet, der brasilianischen Kavallerie die Spitze zu bieten. Es läßt sich nicht läugnen, die Brasilianer haben vor ihnen eine heilige Scheu. Da man auch in dem neuesten Feldzuge nicht wußte, ob man sie zu Feinden oder Freunden haben würde, da es überhaupt immer schwer sein wird, mit Gewißheit zu sagen, ob sie den nächsten Augenblick noch dasjenige sein werden, was sie kurz vorher gewesen sind, so war diese Scheu allerdings erklärlich. Die Nachricht, welche Mitte September im Augenblicke der begonnenen Operationen nach Juagarão kam, daß sie ein brasilianisches Kavallerie-Korps überfallen und ihm sämmtliche Pferde weggejagt hätten, verursachte sogleich weithin einen solchen Schreck unter allen Gränzbewohnern, daß man plötzlich an einen ernsten Widerstand und einen blutigen Krieg glaubte. Trotz aller Berichte ist dieses lächerliche Ereigniß nie ganz aufgeklärt worden, ja man ging so weit, zu erzählen, daß ein brasilianisches Bataillon gegen die durchgegangenen Pferde desselben Regiments Quarée formirt hätte. Se non è vero è ben trovato — Brasilien ist das Land der Gerüchte und der fabelhaften Lieberreibungen im Glück, wie im Unglück!

Die brasilianische Intervention.

Zwanzigtausend Mann würde dem Vorigen zu folge diejenige Macht sein, welche, mit Aufsietung aller seiner Streitkräfte und bei volliger Ruhe in den Nordprovinzen, Brasilien zu einem Kriege im Süden verwendbar hätte. Dennoch erreichte die bis zum August des Jahres 1851 in der Provinz Rio Grande gebildete Operationsarmee keineswegs diese Stärke. Von den Infanterie-Bataillonen war eins in Rio Janeiro, ein zweites im Norden geblieben, von den vier Artillerie-Bataillonen wurden erst später das erste und zweite nach dem Süden entsendet, von den vier Kavallerie-Regimentern waren nur drei zur Mitwirkung disponibel, und die reitende Artillerie hatte kaum zwölf Geschüze bespannt. Zwölf Infanterie-Bataillone (wovon jedoch eins, das vierzehnte, nur zur Hälfte die Gränze passirte), zwölf Schwadronen Kavallerie und zwölf Geschüze oder etwa zehn- bis zwölftausend Mann und dreireitende Nationalgarden, im Ganzen höchstens funfzehntausend Mann waren an den südlichen Gränzen bereit, als der zum General en Chef der Operationsarmee ernannte Marechal do Campo, Conde de Caxias, mit den beiden zuerst angekommenen Compagnien des deutschen Bataillons am 21. Juni Rio de Janeiro verließ, und einige Tage später in Rio Grande landete.

Der Graf von Caxias, kurzweg gewöhnlich o conde, auch o grande conde genannt, ist der Held Brasiliens. Weniger seinen Feldherrnsfähigkeiten als seiner versöhnenden Politik war im Laufe der Zeit sowohl die Unterdrückung des gefährlichen Aufstandes der Stadt Pernambuco als die Beendigung des siebenjährigen Farappenkrieges in der Provinz Rio Grande gelungen. Das Glück hatte ihn auf beide Kriegs-

schauplätze erst dann geführt, als die Aufständischen der Fortsetzung des Kampfes müde, unter sich selbst uneins, zum Unterhandeln bereit waren und in seiner Persönlichkeit auch diejenige Garantie fanden, welche sie zur Niederlegung der Waffen bewegen konnte. Jedenfalls hatte er sich durch die Beilegung dieser Bürgerkriege, welche das Reich sowohl von Norden wie von Süden her zu zerreißen drohten, die unbestreitbarsten Verdienste um sein Vaterland erworben, und man darf sich daher nicht wundern, daß bei einem so eiteln, so von seiner eigenen Herrlichkeit durchdrungenen und politisch so neuen Volke sein Name bis in den Himmel erhoben wurde. Sein Wort war Gesetz und seine Autorität im ganzen Lande, zumindest aber in der Armee, unbestritten. Man verglich ihn mit Caesar und Hannibal, nannte ihn den Napoleon Amerika's, besang ihn in Oden und pries seinen Namen in den Kirchen. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, aber die Adulation, die verächtlichste Speichelleckerei, die überschwenglichste Lobpreisung Alles dessen, was im Augenblicke gerade Macht und Einfluß besitzt, die Furcht endlich vor dem Stärkern sind dem Brasilianer so zur zweiten Natur geworden, wie der lächerlichste Nebermuth gegenüber dem Schwächeren und die rücksichtsloseste Vergessenheit gegenüber derselben kurz vorher noch zu den Göttern erhobenen Person, sobald als ihr Stern verblichen ist. Vor der aufgehenden Sonne entblößt jeder Brasilianer in tiefster Demuth sein Haupt, der untergehenden wendet er schnell den Rücken zu.

Die neusten Ereignisse hatten scheinbar dazu beigetragen, daß Ansehen des Grafen Carias so möglich noch höher zu heben und ihm, ohne daß er überhaupt schon in die Verlegenheit gekommen wäre, besiegt werden zu können, den Namen des Unbestechlichen (invincibel) eingetragen. Im Verhältnisse zu den im Lande selbst herrschenden Begriffen von militärischer Tapferkeit aber erscheint auch dieser Beiname kein unverdienter. Denn wenn man auf jedem Schritte einem Valente (Tapfer) begegnet, welcher bei irgend einer Gelegenheit dem Feinde

eben nicht den Rücken gekehrt hat, wenn man in den öffentlichen Blättern liest, wie die brasiliianischen Soldaten sich gleich „Tigern“ auf den Feind stürzen, so findet man hier sehr bald Alles weit übertroffen, was die Tagesblätter anderer Völker an Grosssprecherei aufzuweisen haben. In seinem braunen Civil-Paletot, seinem affablen Wesen, seinem runden ausdruckslosen Gesicht, seinem ganzen mehr den wohlhabenden Bourgeois, als den Feldherrn verrathenden Neustern haben wir ebensowenig Etwas gefunden, was ihn dem Helden des Alterthums vergleichbar macht, als wenn wir ihn in der goldgestickten Generalsuniform, glanzledernem brasiliianischen Drei-mäster auf dem Kopfe, und den mit goldenen Tressen besetzten Punch (den Mantel der Rio Grandenser) umgehängen, gleichgültigen, indolenten Antlitzes mit hängender Unterlippe bei einem Truppe vorbereiten und zufälligerweise seine gläsernen Augen auf dieselbe richten sehen. Dennoch wollen wir nicht bestreiten, daß er allen seinen Untergeneralen an politischer Klugheit und militärischem Verstande vielleicht überlegen ist. Jedenfalls herrschte überall da, wo er sich persönlich befand, eine Ordnung in der Administration und eine Combination in der Führung der Truppen, die alsbald wieder verschwand, wenn er den Rücken kehrte. Obgleich man ihn für reich hält, und wie sollte er dies nicht sein bei der ihm so oft gebotenen Möglichkeit es zu werden, so ist sein persönlicher Ruf doch unangesuchten aus diesen Versuchungen hervorgegangen.

Die Bewohner des Landes, welches eine brasiliianische Armee unter seiner Führung durchzogen hat, haben sicherlich nie Ursache gehabt, seinen Namen mit Haß zu nennen, da Bedrückungen jeder Art seiner humauen, versöhnenden Politik stets fremd geblieben sind und man ihm höchstens den Vorwurf machen könnte, daß er mit allzugroßer Aengstlichkeit Alles vermieden hat, was irgendwie zu Konflikten hätte führen können. Auf die Bewohner der Banda Oriental wenigstens hat diese Handlungsweise keinen andern Eindruck gemacht, als

daß sie dieselbe der brasiliischen Furchtsamkeit zuschrieben, und auch in der Provinz Rio Grande giebt es noch manchen ehemaligen Farappen, welcher behauptet, daß nicht Caxias die Revolutionspartei zum Vergleiche genöthigt habe, sondern daß umgekehrt eben dieser Vergleich ihm von derselben abgedrungen worden wäre.

Die Besetzung vieler hohen Civil- und Militärposten mit ehemaligen Revolutionshauptern ist freilich eine Erscheinung, welche man in Europa nicht würde begreifen können. Bedenkt man indessen, daß Brasilien an Freiheit der politischen Institutionen und Gesetze bereits Alles besitzt, was es möglicher Weise wünschen, ja daß es in dieser Hinsicht überhaupt mehr besitzt, als es jetzt schon gründlich verdauen kann, so wird man einsehen, daß es mit einer Revolutions- oder republikanischen Partei hier auch eine ganz andere Bewandtniß, als in Europa haben muß. Politische Transaktionen sind daher möglich, ohne daß die vollständige Niederwerfung oder Vernichtung der einen Partei den Sieg der andern begleiten muß. Nur in Brasilien war es möglich, daß in derselben Armee, der sie früher mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden hatten, ein alter Farappen-General, Bente Manuel, von dem man übrigens erzählt, daß er zu verschiedenen Malen die Farbe gewechselt hatte, das Kommando einer Division erhalten, und ein anderer, der Oberst Mattos, den Obergeneral sogar als Chef des Stabes begleiten konnte. Viel unglücklicher als diesen Leuten ist es dagegen denjenigen alten Offizieren gegangen, welche von Geburt Portugiesen bei der Trennung Brasiliens von Portugal in die Armee des neuen Staates übergegangen sind. Ihnen kanu man trotz des Verlaufs eines halben Menschenalters ihren Ursprung nicht vergessen. Der Spottname Gallegos (Gallizier — Bleisüße) ist ihnen geblieben und die geborenen Brasilianer werden ihnen sichtlich vorgezogen. Und doch sind sie es gewesen, welche die brasiliische Armee allein gebildet haben. Auch der Graf Caxias, der eigentliche Re-

präsentant der nationalen Partei, ist ihnen nicht hold und scheint seine Gunst überhaupt Ausländern nicht zuwenden zu wollen.

Das Projekt der neuesten deutschen Werbung war trotz seines heftigen Widerspruchs im Senate durchgesetzt worden, und es ist daher nicht zu verwundern, daß die deutsche Truppe, als sie wirklich ankam und unter seine Befehle geriet, an ihm keinen Protektor fand. Unerklärlich muß es erscheinen, daß das Ministerium trotz dieser gewiß nicht unbekannten Abneigung des Generals gegen alles Fremde selbst seiner Person einen ehemaligen französischen und einen ehemaligen ungarischen Officier als Majors des Generalstabes beigab. Beide spielten trotz ihrer Grasentitel traurige Rollen im Hauptquartier. Der erstere hatte seine Stellung bereits aufgegeben, als der andere ankam, um dasselbe Schicksal zu haben. Da übrigens der Zudrang zu den Officierstellen, bei der dem Brasilianer eigenthümlichen Sucht nach Titeln und äußerem Schein, schon unter den Einheimischen mehr als ausreicht, die Stellen zu füllen, das Avancement aber schlecht ist, so haben Ausländer in der brasilianischen Armee keine glänzenden Aussichten. Von den früheren deutschen Truppen sind nur noch höchstens zwei oder drei in der ersten Linie, d. h. in der Zahl der aktiven dienstthuenden und daher auf vollen Sold Ansprüche habenden Offiziere. Da außer dieser ersten Klasse noch drei andere Soldklassen der zur Disposition gestellten und pensionirten Offiziere bestehen, da in Brasilien jeder Nationalgarden-Officier auch außer Dienst seinen Titel führt, so darf man sich nicht wundern, zumal in der Provinz Rio Grande auf jedem Schritt einem Tenente Coronel, unfehlbar aber einer Zahl von Capitães zu begegnen. Unter solchen unbesoldeten Capitães trifft man denn auch hier und da noch einen Landsmann, der zu einer Beschäftigung hat greifen müssen, die mit seiner ehemaligen ephemeren Waffenkarriere in schlechter Harmonie steht. In der ersten Linie befinden sich, wie gesagt, nur äußerst wenige geborene Ausländer, welche

jedoch trotz aller Zugeständnisse, die sie den Landessitten gemacht haben, nie ganz das Heimathsrecht erlangen können. Von ihnen hat ein in Portugal geborner Engländer, welcher seit einem ganzen Menschenalter in portugiesischen und brasilianischen Diensten steht, der alte Marechal do Campo Caldwell, sich die allgemeinste Achtung zu erwerben gewußt und in den Farappenkriegen durch Tapferkeit ausgezeichnet. Aber obgleich er ganz Brasilianer geworden ist, obgleich man ihn wegen seiner Ruhe und seiner Einfachheit mit Cato vergleicht, so steht man ihn doch nur ungern in der Armee und zieht ihm viel jüngere geborene Brasilianer vor. Nicht besser ergeht es einem Schweden Bruce, welcher, obgleich ein anerkannt tüchtiger Officier, stets interimistischer Commandeur des siebenten Infanterie-Bataillons blieb und neuerdings ganz beseitigt wurde, nachdem er eine große Zahl geborner Brasilianer über sich hinweg bis zu den höchsten Chargen der Armee hatte avanciren sehen. So erhielt der Brigadeiro Marques de Souze nach dem Abgange des alten Bente Manuel, den doch auch Carias schon im Anfange der Operationen entweder für zu alt oder für zu veränderlich hielt, das Commando der ersten Division und avancirte über die bei weitem ältern Brigadeiros Caldwell, den Commandeur der zweiten, und Fernandes, einen Portugiesen und Commandeur der dritten Division hinweg zum Marechal do Campo, weil Carias ihm als geborenen Brasilianer von einflußreicher Familie allein die Gelegenheit gewährte, seinen Namen in den Berichten genannt zu sehen. Erst nachdem er die höhere Charge erreicht hatte, erfolgte auch die des Brigadeiro Caldwell zum Marechal do Campo, während Fernandes sich auf seinen Posten als Commandant von Rio Grande zurückziehen mußte. Später wurde der mit dem Titel Barão de Porto Alegre belohnte Marquês kommandirender General in der Provinz Rio Grande, und Caldwell wie Fernandes traten unter seine direkten Befehle. Marques aber wird der Sieger von Moron, der Ueberwinder des Tigers vom La Plata genannt. Zählt man zu den hier ge-

nannten Männern noch ein paar ehemalige alte Farappen-Offiziere, wie Chico, Pedro und den Barão de Jacuhy, welche mehr oder weniger selbstständige Nationalgarden-Corps kommandirten und ganz besonders sich des Beiwortes „Valentes“ erfreuten, so kennt man alle brasiliianischen Heroen dieses unblutigen Drama's.

Die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens mit der Armee des Generals Urquiza, welcher, wie erwähnt, bereits vom rechten Ufer des Uruguay auf das linke übergegangen war, hatte die Concentrirung des Gross der brasiliianischen Operationsarmee oder der ersten und zweiten Division unter Bente Manuel und Baldwin etwa in der Mitte zwischen dem genannten Flusse und dem Lagoa Mirim bei dem Gränzorte Sa. Anna do Livramento zur Folge gehabt, während die dritte Division unter dem Brigadeiro Fernández als linke Flügelkolonne von Jaguarão aus vorgehen sollte. Der einfache Operationsplan bestand daher in einem concentrischen Vordringen aller Colonnen in der Richtung auf Montevideo. Der rechte Flügel oder die Armee von Entre Ríos hatte jedoch bereits einen großen Vorsprung, als Gaxias mit der seinigen in den letzten Tagen des August die Gränze überschritt und dem Laufe des obern Rio Negro folgend ihm nachfolgte, während die Division Fernández das ihr zugetheilte deutsche Bataillon, welches bis dahin weder Patrouuen, noch Zelte hatte, abwartend, erst Mitte September sich auf dem über Cerro Largo nach S. Luzia führenden Wege in Bewegung setzte.

Urquiza fand überall auf seinem schnellen Marsche keinen Widerstand und gelangte daher schon Ende September in die Nähe von Montevideo, wo er seinen Gegner Dribe mit seinen wohl höchstens sechtausend Mann starken, natürlich ganz irregulären Scharen den Streitkräften der Stadt unter ihrem General Garçon, oder die Weissen den Rothen in der so oft verheerten Stellung von Cerrito gegenüber fand, ohne daß neuerdings noch wirkliche Feindseligkeiten stattgesun-

den hatten. Oribé, welcher sich von Rosas verlassen und überall von stärkern feindlichen Kolonnen bedroht sah, hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als die Kapitulation anzunehmen, welche Urquiza ihm vorschlug, und deren erster Satz lautete: „Es giebt im Lande Uruguay weder Sieger, noch Besiegte.“ Der Brasilianer wurde in diesem Vertrage gar nicht erwähnt, dagegen die Rechte der beiden Partheien des Landes, die während des Krieges kontrahirten Schulden, die von den Beauftragten innegehabten Posten u. s. w. gegenseitig garantirt. Oribé legte ruhig sein Commando nieder, seine Truppen gingen theils in ihre Heimath, theils vereinten sie sich mit der Montevideo'schen Brigade des Generals Garçón, kurz, Alles war abgemacht, als ob überhaupt gar kein Feind in dieser Gegend existirt hätte, als der brasiliische Obersfeldherr mit seiner Kolonne an dem Abschutte des S. Lujia ankam. Derselbe konnte daher ungestört mit einem Detaschemen Cavallerie nachträglich seinen Einzug in Montevideo feiern. Er war natürlich, da Urquiza gleichsam seine Avantgarde gebildet hatte, nirgends auf einen Feind gestoßen. Auch der Marsch des linken Flügels oder der Division Fernández, mit welchem sich kurz vor Cerro Largo das direkt von Jaguarão kommende deutsche Bataillon vereinigt hatte, traf ebenso wenig auf andere Hindernisse, als eben die Länge des etwa siebzig deutsche Meilen bis Montevideo betragenden Weges hervorbringen konnte. Der bei Cerro Largo mit einer wohl kaum mehr als tausend bis funfzehnhundert Mann starken Schaar befindliche Oribé'sche Oberst Dionysie leistete keinen Widerstand, sondern löste sein Korps selbst auf und begab sich für seine Person nach Cerro Larga, wo der zu den Rothen gehörende und mit den Brasilianern vereinte Oberst Chico Pedro als Commandant eingesetzt wurde.

So war plötzlich die ganze Banda Oriental beruhigt, und der General Górias konnte Ende October dem zur Erledigung der zwischen beiden Staaten noch obwaltenden politischen Differenzen von Rio de Janeiro eingetroffenen Minister

Garnieiro Leon die ganze vereinte brasiliianische Armee in einer glänzenden Parade bei S^a Luzia vorführen und gleichzeitig den Bewohnern des Landes eine Idee von der Macht des brasiliianischen Kaiserreiches geben. Drei zehn Bataillone Infanterie, darunter auch das unglückliche deutsche, mehr als zwanzig Schwadronen Kavallerie und zwölf Geschütze, welche hier vereinigt waren, bildeten jedoch nicht mehr die ganze Macht des brasiliianischen Feldherrn, da bereits das erste und zweite Artillerie-Bataillon, sowie zwei Compagnien sogenannter deutscher Pontoniere mit einem österreichischen Pontontrain zu Schiffe bei Montevideo angekommen waren und bei Cerrito ein Lager aufgeschlagen hatten. Auch befand sich die ganze brasiliianische Flotte unter dem Admiral Greenfell, einem Engländer, der wie sein Landsmann, der General Caldwell, einen Arm bereits im Dienst des Kaiserstaats verloren hat, im Rio de la Plata.

Urquiza verlor während dessen abermals keine Zeit. Nachdem ihm bei der in Montevideo stattgefundenen Zusammenkunft vom General Caxias die nöthigen brasiliianischen Dampfschiffe zur Disposition gestellt, und auch eine direkte Verstärkung von mehreren tausend Mann brasiliianischer Truppen, wenn auch nicht das von ihm verlangte deutsche Bataillon, versprochen worden waren, ließ er mit möglichster Eile seine von Entre Rios mitgebrachten Truppen und die fünf Bataillone starke orientalische Division bei Buenos Ayres vorbei den Parana aufwärts transportiren, und mit den in Corrientes und Entre Rios zurückgelassenen Scharen vereint bei der Villa do Diamante auf das rechte Ufer des genannten Flusses übergehen und nach Ankunft der versprochenen brasiliianischen Hülss-Division mit einer überlegenen Macht gegen Buenos Ayres vorzurücken. Rosas hatte bisher allen diesen Bewegungen nicht die mindesten Hindernisse in den Weg gelegt. Es fehlte ihm ebensowohl an einer Flotte, um die Mündung des La Plata zu schließen, als an regulären Truppen, um seinen Gegner an dem Ueberschreiten des Parana zu

hindern. Auch konnte er offenbar die Hauptstadt nicht sich selbst überlassen. Er hatte sich durch seine eigene langjährige Tyrannie selbst die Hände gebunden und mußte mit demjenigen, was er an Streitkräften zusammenbringen konnte, passiv bei Buenos Ayres die Ankunft seiner überlegenen Feinde erwarten.

Der Erfolg konnte bereits keinem Zweifel mehr unterliegen. Die Proklamation des Generals Urquiza verkündete mit der festen Zuversicht des seiner Überlegenheit sich bewußten Siegers den baldigen Sturz des Diktators den Bürgern der argentinischen Staaten, und Rosas vermochte nur in ohnmächtiger Wuth sein Anathema auf den „selvagem Unitario“ und die „feile, wortbrüchige antiamerikanische“ Regierung Brasiliens zu schleudern. Zwar hatte er durch ein Aufgebot aller waffensfähigen Bürger und die gewaltsame Auseinandersetzung Alles dessen, was noch unter dem direkten Einfluß seiner Macht stand, nahe an zwanzigtausend Männer und Kinder ausgebracht, und zahlreiche neue Geschütze und Gewehre waren in England angekauft worden, aber es fehlte an jeder militärischen Organisation, es fehlte den Führern das Vertrauen auf die Sache, für die sie kämpfen sollten, und dem so eben erst zusammengetrommelten Haufen jeder moralische Halt. Auch für die Sicherstellung der in einer offenen Ebene unterhalb des Zusammenschlusses der beiden großen Ströme Parana und Uruguay gelegenen Hauptstadt Buenos Ayres war wenig geschehen. Es befanden sich zwar an der Wasserseite ein paar Batterien, dieselben verhindern jedoch, wie wir bereits gesehen haben, durchaus nicht das Vorübersegeln einer ganzen Flotte, da der flache Strand eine Annäherung an die Stadt nur mit Booten gestattet. Auch die auf der Landseite aufgeworfenen wenigen Batterien konnte man keineswegs eine Verschanzungslinie nennen. Es schien fast, als ob Rosas das nahe Ende seiner langen Herrschaft selbst für unvermeidlich hielt.

In den ersten Tagen des November verließ auch die brasilianische Armee das Lager von S. Luzia und marschierte

nach dem am linken Ufer des La Plata der Hauptstadt Buenos Ayres gegenüber gelegenen orientalischen Flecken Colonia do Sacramento, in welchem Carrias sein Hauptquartier aufschlug und woselbst bereits die ganze brasiliianische Flotte vor Anker lag.

Der La Plata ist hier noch vier deutsche Meilen breit und verengt sich, noch mehr einer offenen Bucht des Meeres, als einer Flussmündung gleichend, erst bei der Insel Martin Garcia, deren Besitz für die Schiffahrt auf dem Uruguay wie auf dem Parana von der größten Wichtigkeit ist, und die daher auch durch die Eifersucht der Seemächte zu einer gewissen Neutralität verdammt worden war. Obgleich dieselbe zu Buenos Ayres gehörte und ihre starke Besetzung von Seiten Rosas den Truppentransport flussaufwärts wesentlich erschwert oder wohl ganz unmöglich gemacht hätte, so war doch auch für die Befestigung dieses wichtigen Punktes, des jahrelangen Zankapsels in den Kriegen Don Pedro's I. mit der argentinischen Republik, Nichts geschehen. Die brasiliianischen Transportschiffe konnten daher nach und nach immer mehr Streitkräfte den Parana aufwärts führen, so daß bis zum 20. December sechs brasiliianische Infanterie-Bataillone, ein Kavallerie-Regiment und eine Batterie reitender Artillerie sich bei Diamante mit der Armee Urquiza's vereinigten. Unter jene sechs Bataillone hatte man so eben die zweihundertfünfzig Mann starke deutsche Pontonier-Abtheilung gesteckt, einertheils weil der Rio de la Plata doch wohl zu breit schien, um einen Vira-gó'schen Brückenbau zu gestatten, oder weil der General Carrias vielleicht gemerkt hatte, daß eben diese sogenannten Pontoniere noch nicht das waren, was ihr Name anzeigen. Den scheinbaren Grund zu dieser ersten Auflösung eines deutschen Corps suchte man in dem Vorwande, daß Rossistische Emissäre die Soldaten desselben zu versöhnen gesucht hätten. Das fünfzehnte Bataillon blieb im Lager von Colonia, nur ein mit Zündnadelgewehren bewaffnetes, sechsundachtzig Mann starkes ausgewähltes Detaischement desselben wurde der Division des Generals

Marques zugetheilt und gelangte am 20. Dezbr. ebenfalls glücklich nach Diamante, nachdem es auf dem Parana bei der zwei Tage vorher stattgehabten übrigens ganz unbedeutenden Beschießung der brasilianischen Transportschiffe jedem Verluste glücklich entgangen war.

Die hiernach auf dem rechten Ufer des Parana vereinigte Armee der Föderirten, unter dem Oberbefehl des Generals Urquiza, gewährte das bunteste Schauspiel, welches je ein Bundesheer dargeboten hat. Hier standen die Scharen von Corrientes und Entre Ríos neben den noch undisciplinirteren Bewohnern von Paraguay, hier die Soldaten von Montevideo neben den an sich schon hinreichend bunten brasilianischen Bataillonen, und dazu das kleine Häuslein von Deutschen in ihren preußischen, freilich kaum noch kenntlichen Uniformen. Kriegerische, wilde Räuberphystognomien wechselten ab mit ausdruckslosen, stumpfen Negergesichtern, die stolzen und rohen Castilhaner, die wilden Gauchos der Pampana, sah man im Bunde mit den so sehr verachteten Brasiliern. Jene bildeten den größern Theil der Armee, diese hatten die größere Regelmäßigkeit ihrer Organisation für sich. Mit dieser vielleicht zwanzigtausend Mann starken zusammengesetzten Herremasse marschierte Urquiza in vier parallelen Colonnen unausgesetzt während des Monats Januar auf dem rechten Ufer des Parana gegen Buenos Ayres vor. Die dichten Distelfelder, welche hier überall die unabsehbare Ebene bedecken, und die stets einen Tag vorher von der Kavallerie der Avantgarde niedergebrannt werden mussten, bildeten das einzige Terrainhinderniß zwischen ihm und der feindlichen Armee, deren vorgeschobene Corps theils zu ihm übergingen, theils sich rasch auf die Hauptstadt zurückzogen.

Nach einem vierwöchentlichen Marsche traf man endlich die Roststen etwa zwei Meilen vorwärts der Stadt in der vortheilhaftesten, mit zahlreichem Geschütz besetzten Position von Moron auf einer Anhöhe aufgestellt. Am 3. Februar ließ Urquiza seine eigenen Truppen, natürlich meistentheils aus

Kavallerie bestehend, auf dem rechten Flügel, die brasiliensi-
sche Division im Centrum, die montevideosche auf dem linken,
diese Position angreifen. Die deutschen Schützen waren als
Tirailleurs vorwärts der brasiliensischen Infanterie ausgeschwärmt
und gelangten rasch unter das Feuer der ein oder ein paar
Mal abgefeuerten feindlichen Geschüsse. Die Armee des Dikt-
tators wartete indessen den Angriff gar nicht ab, sondern
wandte sich allzogleich zur eiligsten Flucht, die Besatzung der
vor der Position gelegenen wenigen einzeln stehenden Gehöfte
(Villas) sich selbst überlassend. Diese Besatzungen wurden
denn auch, nach übrigens nicht unruhiglichem Widerstande (sie
wußten aus Erfahrung, daß man in den Kriegen dieser Län-
der Gefangenen keinen Pardon giebt), überwältigt und nie-
dergemacht.

Bei dieser Gelegenheit waren mehrere der deutschen Ti-
railleurs, welche zuerst den Kamm der Höhe erreichten, ver-
wundet worden. Die Sieger machten auf der eingenommenen
feindlichen Position Halt, die aufgelösten Scharen der Bes-
iegten aber stürzten in wilder Flucht auf die eigene Stadt
zurück, wo sie sogleich zu plündern begannen. Da jedoch die
Bürger und zumal die Fremden rasch zu den Waffen griffen,
so gelang es, größeres Unheil abzuwenden, und Urquiza
konnte am andern Tage einige hundert dieser Banditen auf-
hängen lassen, mit ihnen vermengt bemerkte man denn bald
auch die Leichname verschiedener der hauptsächlichsten Anhänger
des geflohenen Diktators, zumal die Führer der berüchtigten
Polka-Schaar, seiner Henker und Trabanten. Rosas selbst
hatte sich nicht lange Zeit genommen, die Niederlage seines
Heeres mit anzusehen, sondern war mit seiner Tochter Ma-
nuelita und seinen — Schülern glücklich an Bord eines
englischen Dampfers entkommen. Einigen seiner hauptsäch-
lichsten Freunde gelang es, sich mit ihm daselbst zu vereinen,
andere suchten die Gnade des Siegers nach, noch andere hin-
gen, wie gesagt, bereits an den Bäumen der öffentlichen Pro-
menade. Die zwanzig Jahre alte Herrschaft des gefürchtetsten

Mannes Südamerika's war, man kann sagen, ohne jeden Widerstand zusammengestürzt.

Der Conde de Cariás hatte dieses Resultat mit dem Rest seiner Armee ruhig auf der andern Seite des La Plata im Lager von Colonia abgewartet und auch nicht einmal den Versuch gemacht, während der deutlich vernommenen und von der Flotte aus gemeldeten Kanonade Buenos Ayres von der Wasserseite her besetzen zu lassen. Er hätte hierdurch wenigstens die Flucht des erbittertsten Feindes Brasiliens und die Exesse in der Stadt verhindert. Es schien indeß, daß er seinen Ruf des „Unbesieglichen“ auf keine Weise in Gefahr bringen wollte. Erst nach völlig abgemachter Sache ließ er am Abend des 3. Februar ein paar Bataillone einschiffen und nach vierundzwanzig Stunden wieder bei Colonia ausschiffen, worauf er selbst sich zu einer Zusammenkunft mit Urquiza nach Buenos Ayres begab.

Nach seiner Rückkehr verkündete folgender, die ganzen brasilianischen Verhältnisse zu deutlich charakterisirender Armeebefehl die Thaten der heldenmuthigen Soldaten des südamerikanischen Kaiserreichs, als daß wir denselben unsern Lesern vorenthalten sollten.

„Hauptquartier Buenos Ayres, den 5. Februar.

Ordem do dia.

Se. Excellenz der General en Chef, Conde de Cariás, durchdrungen von der lebhaftesten Genugthuung, macht der Armee bekannt, daß am 3. dieses, auf den Feldern von Moron, vor den Thoren der Hauptstadt Buenos Ayres, der glänzendste, glücklichste Sieg die edlen und heroischen Anstrengungen des tapfern Befreiungsheeres unter den Befehlen des wohlverdienten Generals D. Justo José d'Urquiza gegenüber den Streitkräften des Ex-Gouverneurs der argentinischen Conföderation D. João Manoel de Rosas gekrönt hat, welcher, nachdem er an diesem denkwürdigen Tage zur verhängnißvollen Enttäuschung über seine Ohnmacht und seinen ungegründeten Stolz gelangt war, sich der öffentlichen Rache

nur dadurch entziehen konnte, daß er verkleidet vom Schlachtfelde an Bord eines englischen Kriegsbampfsschiffes floh.

Se. Excellenz der General en Chef wünscht sich und seiner Armee Glück zu einem so bezeichnenden, hervorragenden Siege im Interesse der Menschheit, der Civilisation und der Ordnung, und ist stolz darauf, versichern zu können, daß die erste brasiliatische Division, welche einen Theil der alliirten Armee in der denkwürdigen Schlacht von Moron ausmachte, vollkommen ihre Pflicht that, sich der Armee, welcher sie angehört, würdig zeigte, und durch ihre Disciplin und Tapferkeit Ruhm und Ehre für die Waffen des Kaiserreichs erwarb.

Nicht weniger angenehm und schmeichelhaft ist es Sr. Excellenz, der Armee bekannt machen zu können:

Das der Herr Brigadier Manoel Marquez de Souza, Kommandant jener Division, das höchste Lob verdient hat, nicht allein durch die Disciplin und Ordnung, welche er in derselben während der Marsche aufrecht erhielt, sondern auch hauptsächlich durch die Umsicht, Kaltblütigkeit und den Mut, mit welchem er sich in der Schlacht selbst benahm, indem er sowohl mit der nöthigen Präcision die vom Obergeneral befohlenen Bewegungen, als auch diejenigen, welche die augenblicklichen Umstände ihm eingaben, ausführte, indem er so auf das vollkommenste demjenigen Grade von Vertrauen entsprach, welchen er von Seiten Sr. Excellenz immer verdiente, und welchen der letztere ihm dadurch bewies, daß er ihn zu solcher wichtigen Aufgabe bestimmte. Auch bewies ihm der General Urquiza dasselbe Vertrauen, indem er ihm die Führung des aus seiner eigenen Division, einer argentinischen Artillerie-Brigade von einundzwanzig Geschützen und drei argentinischen Infanterie-Bataillonen, bestehenden Centrums der Schlachtiline übergab."

Es folgt nun eine ähnliche Lobeserhebung der beiden Brigade-Commandeure, des Commandanten des zweiten Kavallerie-Regiments, welcher an der Spitze desselben eine feindliche Batterie angriff, sie eroberte, die Besatzung derselben voll-

ständig in die Flucht schlug, und hierbei den Feinden einen Verlust von zwanzig Todten, vielen Gefangenen, fünf Geschüzen, fünf Munitionskarren und verschiedenen andern Gegenständen beibrachte. Sodann folgt eine Erwähnung der Thaten der sechs Bataillons-Commandeure, dann verschiedene Namen von Officieren, Doktoren und Kapellamen der einzelnen Corps, welche durch die jedem Einzelnen eigenthümliche Klugheit, Tapferkeit, Kaltblütigkeit, Kriegserfahrung, Intelligenz, Bravour, Enthusiasmus, Würde, Ruhe, Eifer, evangelische Menschenliebe &c. &c. sich ausgezeichnet haben.

Ein Nationalgarden-Capitän Franz Joseph Wildt hat sich durch Tapferkeit und Klugheit in dem Commando der Tirailleurlinie der mit Bündnadelgewehren bewaffneten deutschen Schützen des funfzehnten Bataillons ausgezeichnet. Ein Soldat des zweiten Kavallerie-Regiments, welcher eine Fahne genommen und den feindlichen Fahnenträger getötet hat, erhält dafür zweihundert Patacons (etwa dreihundert Thaler) nebst drei Monaten Urlaub mit vollem Sold, um dieselben in der Provinz Rio Grande zu genießen.

Nach Aufzählung der Namen verschiedener Verwundeten und der Beschaffenheit ihrer Wunden, welche nur von Kanonenkugeln herrühren, sagt dann weiter der Tagesbefehl:

„Dass endlich der glänzende Triumph der alliierten Waffen in der denkwürdigen Schlacht von Moron der kaiserlichen Armee den tiefgefühlten Verlust von zwei Officieren und eilf Unterofficieren und Soldaten, welche ruhmvoll auf dem Schlachtfelde geblieben sind, gekostet hat.

Dass außerdem zwei Officiere, zweundzwanzig Unterofficiere und Soldaten schwer, sieben Officiere und siebenunddreißig Unterofficiere und Soldaten leicht verwundet, fünf Soldaten aber vermisst worden sind.“

Von den Thaten unserer deutschen Landsleute ist in diesem Berichte der glänzenden brasilianischen Tapferkeit gegenüber nicht weiter die Rede, als dass ein Sergeant Werner von den in das eilste brasilianische Bataillon eingestellten

Pontonieren durch eine Kanonenkugel leicht verwundet worden ist, eine That, die ihm später sogar den Rosen-Orden eingebracht hat. Der übrigen Verwundeten, zumal von dem Detaischement der Tirailleurs des funfzehnten Bataillons, geschieht keine Erwähnung, auch war ihr Verlust natürlich verhältnismässig nicht viel grösser, als der der Brasilianer, da sie durch ihr rasches Vorgehen auf die in der feindlichen Position gelegenen beiden Villen wenigstens von den ein paar Mal abgefeuerten feindlichen Geschützen nichts zu leiden hatten, deren Kugeln nur den ruhmvollen Verlust der noch in großer Ferne nachfolgenden Bataillons-Kolonne herbeiführte.

Jedenfalls wird nach diesem Bericht Niemandem mehr ein Zweifel über die Schlacht von Moron bleiben und selbst die brasilianischen Oppositionsblätter bezeichnen mit den Worten „sogo de Moron“ bereits ein Feuer, welches wenig Schaden anrichtet. Immerhin aber wird man in Europa auch einsehen, daß dieselbe doch noch bedeutend blutiger, als die von Bronzell gewesen ist.

Sei dem indessen, wie ihm wolle, die Schlacht von Moron, von den Castilhanern Schlacht von Monte Casero genannt, führte den Sturz des Diktators Rosas und damit eine vollständige Umgestaltung in der Entwicklung Südamerika's herbei. Sie war trotz ihrer geringen militärischen Bedeutung ein wichtiges historisches Ereignis.

Der Rückzug der brasilianischen Armee.

Marsch- und Lager-Ordnung.

Wenige Tage schon nach dem Falle Rosas verließen die Bataillone der ersten brasilianischen Division das Lager von

Buenos Ayres und kehrten nach dem linken Ufer des La Plata zurück. Mehrere Bataillone schickte der Graf Carias sogleich zu Schiffen nach dem Norden ab, ein großer Theil der Nationalgarde von Rio Grande war bereits früher in ihre Heimath entlassen worden. Alle übrigen Truppen aber versammelte er Ende Februar in der Umgegend von Montevideo und besetzte die von den französischen Marinetruppen verlassene Stadt sogar mit fünf Bataillonen der „ruhmgekrönten ersten brasiliianischen Division.“ Er selbst nahm sein Hauptquartier in Montevideo, woselbst sich noch der Minister Carneiro Leon befand. Alles schien auf einen längern Aufenthalt, ja auf eine dauernde Besetzung der Stadt schließen zu lassen.

Es waren nämlich zwischen der kaiserlichen Regierung und der der Republik Uruguay kurz nach der Veruhigung des Landes mehrere Verträge zu Stande gekommen, in welchen Brasilien mit einer Gränzerweiterung über die Brasiliener gehörenden Ländereien am Lagoa Mirim auch eine endliche, lange Jahre vergeblich erstrebte Gränzregulirung versprochen, es war eine Uebereinkunft über Abzahlung der von diesem erhaltenen bedeutenden Subsidien getroffen und das Recht zu einem Kanalbau längs der unpassirbaren Stromschnellen des Uruguay von der Regierung Montevideo's cedirt worden. Die Erfüllung dieser Verträge sollte Brasilien für die enormen Kosten entschädigen, welche ihm seine Intervention verursacht hatte. Die Erfüllung derselben aber war schon deshalb äußerst prekär, weil die Republik Uruguay durch die langen Bürgerkriege so verschuldet und verarmt ist, daß wenigstens in nächster Zukunft an eine Rückerstattung der brasiliianischen Subsidien nicht gedacht werden kann, selbst wenn die großen Forderungen Frankreichs nicht den Vorrang hätten. Die Interessen Brasiliens aber waren trotz seiner siegreichen Intervention, trotz der Entfaltung seiner ganzen Militärmacht gerade jetzt in Montevideo aufs Neuhestste gefährdet. Die Besetzung der Stadt und des ganzen Landes durch die bra-

flianische Armee, hatte in der That so wenig Eindruck auf die Gemüther der Bewohner gemacht, daß in der ersten neu gewählten Repräsentanten-Versammlung die Drible'sche Parthei sofort die bedeutende Übermacht hatte, und demnach aus der Besiegung der „Weißen“ gerade das Gegenteil von dem, was man erwartete, d. h. eine Regierung der „Weißen“, hervorgegangen war. Der neue Präsident zögerte mit der Ratifikation der von seinem Vorgänger abgeschlossenen Verträge, wartete die Rückkunft der orientalischen Truppen-Brigade von Buenos Ayres ab, und erklärte sodann kategorisch, daß er nicht eher unterhandeln würde, als bis die brasilianischen Bataillone die Stadt geräumt hätten. Die feindlichen Gesinnungen der Einwohner aber gaben sich durch öffentliche Verhöhnung der Brasilianer so deutlich kund, daß man nicht im Zweifel darüber bleiben konnte, wie gering sie den Werth der kaiserlichen Truppen anschlugen. Ein als brasilianischer Soldat verkleideter Affe wurde unter Absingung der Cariass-Hymne durch die Straßen geführt, dem brasilianischen Minister die Fenster eingeworfen u. dgl. m., ohne daß hierbei selbst ein Volksauflauf oder ein Konflikt mit den Truppen stattfand. Jede Parthei nahm ihre Rolle hin, wie sie ihr eben zufiel.

Am 6. April verließ Cariass mit seinem Stabe und allen seinen Truppen plötzlich die Stadt und marschierte nach São Luizia zurück. Außer dem durch massenhafte Desertion und andere Umstände auf kaum fünfhundert Mann reducirten deutschen und dem ersten brasilianischen Artillerie-Bataillon, zählte seine Infanterie noch acht durch Krankheit äußerst geschwächte Bataillone, seine Kavallerie drei Linien- und eben so viel Nationalgardes-Regimenter, seine Artillerie sechzehn bespannte Geschüze.

Auch bei São Luizia hielt sich diese brasilianische Armee nur wenige Tage auf, gewann durch öfters Wechseln des Lagers immer mehr rückwärts Terrain, und schlug endlich, des ferneren Kokettirens mit ihrer ephemeren Macht müde, den Rückweg ein, welcher in einer Marschkolonne auf dem Wege von São Luizia nach Cerro Largo ununterbrochen fortgesetzt

wurde, bis die eigene Gränze erreicht war. Am 4. und 5. Juni repassirten die letzten Truppen den Jaguarao und hatten wenigstens den Trost, daß wenige Tage vorher die Nachricht von der Ratifikation der Verträge im Hauptquartier eingetroffen war.

So wenig dieser aus neunzig portugiesische Legoaß (eine Legoa = 19,717 Duodec. Fuß) geschätzte Marsch von Montevideo bis Jaguarao auch durch irgend welche kriegerische Begebenheiten unterbrochen war, so wenig selbst das ewig gleiche Campland eine Abwechselung darbot, so interessant bleibt er dennoch, weil er mehr als sonst wohl unter sorgfältiger Beobachtung aller jener durch die Verhältnisse des Landes und die Eigenhümlichkeit der brasiliensischen Armee bedingten Regelmäßigkeit ausgeführt wurde, und somit einen Blick auf die ganze hiesige Kriegsführung gestattet. Die Gegenwart des Obergenerals bei der Armee, ihr ununterbrochener Marsch in einer einzigen Kolonne, das weite, offene Land selbst, gestatteten eine Präzision der Bewegungen, eine Gleichmäßigkeit und Einfachheit der Märsche und Lagerungen, welche einen großen Contrast zu den Märschen, Bivouacs und Cantonements europäischer Truppenkörper bilden.

Schon die der englischen entlehnte Organisation der Infanterie, die zweigliedrige Stellung derselben, die kontinuirliche Offenheit des Campterrains und die verhältnismäßig immer nur geringe Stärke der Armeen bedingen die Linear-Taktik in allen ihren Formen. Die große Menge der Reiterei und die Undurchschnittenheit des Bodens machen eine große Ausbildung des Tirailleurgests überflüssig. Das Feuer einer geschlossenen Infanterie-Linie in Peloton-Salven oder von einem Flügel zum andern ohne Unterbrechung fortlaufend ist dasjenige, worauf man bei Beurtheilung einer Truppe einen großen Werth legt. Man kann es nicht läugnen, daß bei den vielen Gelegenheiten, welche Feiertage aller Art den brasiliensischen Truppen gewähren, dieselben besonders in dem Rollfeuer mit Plätzpatronen eine ziemliche Übung erreicht zu haben

scheinen, obgleich sie hierbei es sorgfältig vermelden, das Gesicht zu nahe an die Visirlinie des Gewehres zu bringen. Die brasilianischen Soldaten schießen daher vorwärts und sehen rückwärts, so daß vor ihnen weder Feind noch Freund sicher ist. Seitwärts einer solchen feuern den Infanterie-Linie zu stehen, ist aber jedenfalls eben so gefährlich, als ihr gegenüber, da man wirklich nie sicher ist, ob sie nicht unwillkürlich ihre Kugeln in einer schrägen Richtung (*logo obliquo*) entsendet. Doch sei dem wie ihm wolle, die Geschichte der Kriege in Rio Grande de Sul bewahrt uns, wenn man den eigenen Erzählungen der kaiserlichen Officiere Glauben schenken kann, zahlreiche Beispiele auf, über den heldenmuthigen Widerstand, welchen dieses oder jenes Bataillon feindlichen Kavallerie-Angriffen geleistet habe. Die Manöver eines solchen brasilianischen Bataillons sind jedoch langweilig und complicirt, und entbehren natürlich ganz und gar derjenigen Kraft, welche man an einer europäischen Infanterie zu bewundern gewöhnt ist.

Die Märsche in Südamerika, zumal in den Campos der Banda Oriental und der Provinz Rio Grande oder auf den Pampas von Buenos Ayres, halten sich freilich ebenso, wie in Europa, an die vorhandenen Wege, selbstverständlich wenn solche überhaupt existiren. Jedoch kann man unter dem besten Wege in diesen Ländern niemals etwas Anderes, als eine Richtungslinie verstehen, welche auf dem natürlichen Boden durch eine mehr oder minder große Frequenz sichtbar geworden ist. Im Camp- und Gebirgslande laufen diese spärlichen Wege gewöhnlich längs der Wasserscheide fort und vermeiden hierdurch so viel als möglich das Ueberschreiten der Flüsse in ihrem untern Laufe. Dennoch können sie niemals verhindern, daß man sich unverhofft an einem durch anhaltenden Regen unpassirbar gewordenen Bach befindet. Dann bleibt nichts übrig, als so lange zu warten, bis das Wasser wieder abgelaufen ist, was indessen gewöhnlich nach ein, spätestens nach ein paar Tagen zu hoffen steht. Die tägliche Erreichung solcher von Gewässern gebildeten Abschnitte bildet daher hier

um so mehr das Objekt jedes Truppenmarsches, als eben sie nur dasjenige, was man am meisten bedarf, nämlich Wasser und Grasfutter für die Pferde zu liefern vermögen. In der Banda Oriental sind die Weiden auf den dünnen, mit Erde bedeckten Terrainwellen meistens unzureichend, nur in den bewässerten Terrainmulden werden sie fetter. Das Gras ist daselbst höher und wenn ein etwas bedeutenderes Flüsschen die Wiesen durchrieselt, so kann man zuweilen wenigstens hoffen, daß die Ufer desselben mit mehr oder weniger hohem Gebüsch bewachsen sind. Einer marschirenden Truppe sind solche Abschnitte wahre Paradiese, da sie sonst genöthigt ist, auf den Campos selbst den trocknen Kuh- und Pferdemist zusammenzusuchen, um vermöge dieses aromatischen Feuerungsmaterials sich den beliebten Spießbraten zu machen. Wasser, Weide und Holz sind daher die Objekte, welche der Generalstab (denn auch hier giebt es einen solchen) stets im Auge haben muß, und drei, vier oder fünf Leguas die täglich verschiedenen Längen der gewöhnlichen Märsche. Das Erreichen eines bewohnten Ortes hat keinen Zweck und selten irgend ein Interesse. Ueppige Marschquartiere bei gastlichen Gutsbesitzern oder fetten Bauern giebt es nicht. Wenn die Pferde und Lastthiere den Weideplatz kahl gesessen haben, ist man unter allen Umständen genöthigt, die Reise fortzusetzen.

Der Marsch einer brasiliianischen Armee unter solchen Verhältnissen hat demnach etwas ungemein Interessantes. Da Alles mitgenommen werden muß, was zum Unterhalt der Menschen erforderlich ist, da Frauen und Kinder ihre Männer, zumal bei der Nationalgarde, in großer Zahl begleiten, so ist der Train stets fast eben so groß, wie die Armee selbst, und eine kontinuierliche bewegliche, bunte Reihe von bepackten Maulthieren, geführt von den Burschen der Officiere, von Pferden, geritten von verschiedenen Nichtkombattanten, oder von Frauen mit oder ohne Kinder, begleitet rechts in einer geringen Entfernung die Marschkolonne jedes Bataillons, mit welchem sie sich stets in gleicher Höhe zu erhalten sucht. Noch

weiter rechts steht man dann und wann eine den Kavallerie-Regimentern gehörige Cavalgade oder eine Heerde Schlachtvieh vorübertreiben, auf einem mit Gras dichter als gewöhnlich bedeckten Punkte halten, die Marschkolonne erwarten und ihr dann auf dieselbe Weise wieder vorausfeilen. Außer diesem höchst beweglichen Train giebt es noch einen viel schwerfälligeren, welcher aus den mit Lebensmitteln, Waffen, Munition, Kleidungsstücken u. s. w. beladenen schweren Karren besteht. Von diesen gleicht eine wie die andere einem unbeflüstlichen hölzernen Hause mit rundem oder gewöhnlichem Rohrdache, welches auf einem plumpen Balkengestelle und zwei enormen Blockrädern von sechs bis acht Zugoxen fortgeschleppt wird. Berittene Treiber stacheln mit ihren langen Bambusstangen die Ochsen hinten und vorne, und erhalten sie so mit großer Geschicklichkeit auf dem richtigen Wege. Wachen zu Fuß und zu Pferde begleiten diese mobilen Magazine, dienen ihnen zur unmittelbaren Bedeckung und helfen sie aus dem Moraste ziehen, wenn sie, wie dies nur zu häufig geschieht, an den sumpfigen Stellen des sogenannten Weges stecken bleiben.

Auf dem in Rede stehenden Marsche vermehrten eine dem General en Chef gehörige Cavalgade von Scheden, für welche die Brasilianer eine seltsame Vorliebe haben, ein von zehn Mulas gezogener Wagen des Diktator Rosas (die dem General Marquez gehörige Trophäe aus der Schlacht von Moron), endlich eine Zahl von Küchen- und sonstigen Wagen des Hauptquartiers die Mannigfaltigkeit des ohnehin schon bunten Trains. Auch machte ein holsteinscher Officier Bagagewagen der deutschen Artillerie, welcher dem Grafen Garcius bequem genug erschienen war, um ihn zu dem seitigen zu machen und mit einer geschmacklosen schwarzen Plaue zu versehen, die Reise auf dem ungewohnten Terrain mit. Es war der einzige Repräsentant des sogenannten deutschen Artillerie-Regiments zu Pferde, welcher sich bei der Armee befand. Zählt man zu diesen verschiedenen Fahrzeugen noch

eine gleich große Menge von Verkaufs-Karreten, welche als ein beweglicher Markt von Montevideo aus das brasilianische Heer auf seinem Rückmarsche begleiteten, und für theures Geld alle Genüsse gewährten, welche das Herz begehrte, so kann man sich einen Begriff machen von dem bunten Treiben, welches einen solchen Marsch charakterisiert. Dennoch ist das Knarren der schweren Karreten und das Schreien der Ochsentreiber fast das einzige Geräusch, welches man bei der Bewegung so vieler Menschen zu vernehmen vermag. Kein munterer Gesang frischt die Lust des ermüdeten Fußgängers auf, kein lauteres Zeichen der Theilnahme oder der Ueberraschung läßt sich vernehmen, keine Unterbrechung der Ruhe wird bemerkbar, es sei denn, daß einer der links der Marschkolonnen neben ihren Jügen reitenden Officiere oder irgend ein Unbeschäftigtter aus der Bagage-Kolonne ein plötzlich aus dem Grase aufgescheuchtes Rebhuhn zu haschen sucht, oder einige Treiber ihren durchgegangenen Pferden nachjagen. Alles zieht still und indolent durch die gleichförmigen Camps, gleich einem bunten Komödienaufzug, der mit gemessenem Schritte die Bühne durchschneidet und hinter den Coulissen verschwindet.

Der auf dem Marsche stets berittene Officier freut sich jeder im Auslande ohne Gefahr zurückgelegten Legua, da nach beendigtem Marsche das Gouvernement sie ihm mit einem Pastacon zu vergüten pflegt. Er treibt das für seine Regersoldaten (die einzigen Fußgänger, da auch die Kadetten reiten, sobald sie irgendwie ein Pferd erhaschen können) in ihrem gewöhnlichen kurzen Lasträgertrott vorwärts und härmst sich nicht allzusehr, wenn einer derselben ermattet liegen bleiben und sein ruhmvolles Kriegerleben auf der Stelle selbst beschließen sollte. Eine mit kurzen Schuppen versehene Kavallerie-Sektion folgt ja bei der Arrieregarde der Armee, und bedeckt den Todten, nachdem ihm seine Kleider rasch abgenommen worden sind, mit einer dünnen Edddecke. Zuweilen möchte ein Arzt den Kranken in seinen letzten Jügen durch seine Gegenwart geehrt haben, aber kaum war ihm der letzte Hauch entflogen, so hatte

derselbe auch gewiß schon mit der Bemerkung „morreo“ (er ist todt) ruhig seinen Weg fortgesetzt.

Der brasilianische Negersoldat ist aber auch wirklich der geduldigste Lastträger, der auf der ganzen Erde zu finden sein kann. Er schleppt in einer enormen Patronentasche sechzig, in einer kleinern acht Patronen, hat auf dem freilich leichten, hellen Wachsleinwand-Tornister seinen Mantel und sein ganzes, für zwei Mann zum Liegen gerade ausreichendes Zelt geschnallt, über welchem meistens noch ein Vorrath von rohem Fleische prangt, und an sein Gewehr ein oder zwei kurze, leichte Zeltstangen gebunden. An seiner Seite hängt ein enormer Brodbeutel, welcher einen ziemlichen Vorrath von Manioc-Mehl, seinem hauptsächlichsten Nahrungsmittel, und verschiedene andere Ingredienzien enthält, und ein großes scheibenförmiges, hölzernes oder ein blechernes Triukgeschirr, an welchem gewöhnlich noch irgend ein anderes Gefäß oder Instrument befestigt ist. So trölt er gebeugt und keuchend in einer kurzen, weder dem Schritt, noch dem Trabe ähnlichen Gangart ohne Rendezvous oder regelmäßige Halts seine zwei, drei und mehr Leguas fort, bis das Signal zum Lagern ihm bemerklich macht, daß für heute seine Bestimmung erreicht ist.

Außer der läblichen Eigenschaft der passivsten Geduld im Ertragen von Strapazen hat der brasilianische Soldat noch den „berechenbaren“ Vortheil, daß er seine verhärteten natürlichen Fußsohlen jeder Art von Fußzeug vorzieht, ja daß er in Schuhen gar nicht zu marschiren vermag. Es ist dies ein Vorzug, den man bei dem Mangel an künstlichen Wegen und der Gefahr, seine Stiefeln jeden Augenblick an einer tiefen Stelle stecken lassen zu müssen, nicht hoch genug anschlagen kann. Der brasilianische Soldat marschirt barfuß, behält seine Schuhe, seine neuen Hosen und Montirung intakt im Tornister und vermag daher auch bei der unerwartetsten Parade sich stets im vollen Glauze einer unbenußten Uniformirung zu präsentiren. Seine auf dem Marsche benutzten alten leinenen Beinkleider hat er bis über das Knie hinaufgestreift und seine

alte Jacke ist durch Tornister, Mantel, Zelt, Patronetasche usw. so bedeckt, daß es überhaupt gleichgültig bleibt, welche Farbe dieselbe im Laufe der Zeit angenommen hat. Wenn man ein solches kostümirtes und bepacktes, an sich schon seltsam genug erscheinendes Wesen vor sich herlaufen sah, so weiß man wirklich nicht, ob man es noch zu den Ebenbildern Gottes rechnen konnte, und dennoch war es ein „ruhmgekrönter Vertheidiger der Civilisation und der Humanität“ in dem Kriege gegen Rossas gewesen. Unwillkürlich drängte sich die Frage auf, was würde wohl geschehen, wenn ein wilder Haufe berittener Gauchos plötzlich auf einer Flanke der langen Marschkolonne erschien!

Noch seltsamere Figuren aber entdeckte man unter einer Gesellschaft, welche zu Fuß und zu Pferde ohne Waffen und Gepäck gewöhnlich in der Mitte der Armee promenirte, und mit wollneuen Decken, Tüchern, Mänteln, alten Zelten u. s. w. burlesk genug behangen war. Bei näherer Betrachtung erkannte man es, als daß von den Aerzten kommandirte Lazareth, welches natürlich nur die schwersten Kranken auf Karrenen fortbringen konnte. Und in der That mußte ein Mensch recht sehr krank sein, um den Aufenthalt in einer Karrete und zumal in einer Lazarethkarrete, welche in ihrem Innern einer vollen Häringstonne nicht unähnlich sah, der Promenade in der reinen, frischen Luft vorziehen zu können. Es wäre indessen ungerecht, über eine solche Krankenpflege ein zu hartes Urtheil zu fällen, da der General en Chef derselben seine ganze Aufmerksamkeit schenkte, so möchte es schwer zu sagen sein, ob sie unter den umgebenden Verhältnissen wirklich besser sein konnte. Jedenfalls war ein zweites mobiles Institut, die Armeewache (guarda do exercito), welche gewöhnlich nicht fern von dem Hospital sich vorwärts bewegte, eine ganz heilsame Anstalt gegen die Epidemie der Indisciplin. In einem von einer dichten Postenchaine umgebenen Viereck marschierten hier in geschlossener Kolonne alle Prezobs, zu denen unsere deutschen Landsleute immer ein recht anständiges Contingent

liefertern. Die officiaes prezos (im Arrest befindlichen Offiziere) wanderten an der Queue dieser Kolonne ohne Waffen ebenfalls zu Fuß, und mußten ebenso wie die übrigen Arrestanten Tag und Nacht unter Aufsicht der Wache im Freien bivouakiren, ohne ihre Zelte ausschlagen zu dürfen.

Der allgemeinen Marschordnung zufolge ging der Armee stets eine halbe Schwadron Kavallerie mit den Guides und einem Deputado do Quartel-Mestre (einem Officier des Generalstabes) voran, sodann folgte das Bataillon, welches die Avantgarde bildete. Hinter diesem schloß sich die ganze lange Reihe der Verpflegungs-, Munitions- und Transportkarreten mit ihren Special-Bedeckungen an. Erst nach Abzug dieser setzte sich diejenige Division in Marsch, welche das Avantgarde-Bataillon gegeben hatte, und zwar marschirten die Kavallerie-Regimenter gewöhnlich unmittelbar hinter den Infanterie-Bataillonen, welche selbst wenig oder keine Distanzen zwischen sich hielten und sobald man an ein Defilee gelangte, oder ausnahmsweise auf einem sehr weiten Marsche ein kurzes Rendezvous machte, in Kolonnen neben einander aufmarschirten. Nach der vordersten Division folgte sodann das Hauptquartier mit allem Zubehör, das Lazareth, die Armee wache und die ganze bespannte Artillerie. Hinter diesen heterogenen Bestandtheilen des Centrums marschirte die zweite Division in derselben Ordnung, wie die erste, die Kavallerie hinter den Infanterie-Bataillonen, von denen jedoch eins mit einer ganzen oder halben Schwadron als Arrieregarde weiter zurückgeblieben war, um alle Handelskarreten, alle Traineurs und Alles das, was sich stets einer marschirenden Armee anzuhängen pflegt, zum möglichst ordnungsmäßigen Mitkommen zu nöthigen.

In dieser an sich schon unverhältnismäßig langen Marschkolonne nahmen die geschlossenen Trupps den geringsten Raum ein, da die Infanterie wie Kavallerie meistens in Zugfront mit kaum BierTEL-Distance zwischen den Jügen, oft auch die Bataillons-Kolonnen der ganzen Division neben einander

marschirten. Die Divisionsgenerale, die Brigade-Commandeure ritten mit ihren Adjutanten und den unvermeidlichen Trompetern, welche letztere, so oft als man sie auch sah, immer bereit waren, das Signalhorn mit der rechten Hand alsobald an den Mund zu führen, an der Tete der Marschkolonne ihrer Abtheilungen. Die Bataillons-Commandeure befanden sich vor ihren Bataillonen, die Majore und Adjutanten trieben an der Queue derselben die Zurückbleibenden nach, die übrigen Officiere ritten, wie gesagt, links neben ihren Zügen, nur der Fahnenträger war auf der rechten Seite. Ein Schwarm von Kadetten folgte, die Gewehre quer vor sich haltend, auf den seltsamsten Kleppern und noch seltsamern zu Sätteln travestirten Decken, Mänteln u. s. w. in den Distanzen der Bataillone. Das Ganze bildete einen herrlichen Zigeuneraufzug, der auf ein vom Obergeneral gegebenes Signal, welches von nahe an hundert andern Trompeten so gleich wiederholt wurde, abwechselnd stillhielt oder sich wieder in Marsch setzte. Zu loben war jedenfalls die Unverdrossenheit, mit der man durch Dick und Dünn, will sagen durch den tiefsten Schmutz oder das klarste Wasser stundenlang hindurchzog, und die geringe Zeit, welche man bei dem Durchwaten von Defileen brauchte, wenn das Wasser nicht gerade zu bedeutend über die Patronetasche hinaufreichte.

In dieser Beziehung kann jede europäische Truppe viel von der brasiliianischen lernen, und man konnte dem General Caxias nicht ganz Unrecht geben, wenn er in Betreff der sogenannten deutschen Pontoniere meinte, er brauche dieselben nicht. Dennoch kamen Fälle vor, wo eine Virago'sche Brücke das einzige Mittel war, um das jenseitige Ufer eines angewichselnen Flusses zu erreichen. Der Dienst einer brasiliianischen, mit Schaufeln und Hacken versehenen Species von Pionieren, welche gewöhnlich neben den Verpflegungs-Karreten herliefen, beschränkte sich freilich darauf, die scharfen Ränder der Defileen rasch ein wenig abzustechen, um das Umstürzen jener möglichst zu vermeiden. Das häufige Stecken-

bleiben derselben mitten im tiefen Wasser vermochten sie jedoch nicht zu hindern. Tiefe und breite Ströme, durch welche keine Führten führten, hatte die Armee auf dem Marsche von Montevideo bis Jaguarao nicht zu passiren. Das deutsche Bataillon machte in dieser Hinsicht erst in der Provinz Rio Grande seine Erfahrungen. An eine Flankendeckung der langgedehnten Marschkolonne einer brasilianischen Armee scheint man für gewöhnlich gar nicht zu denken, da nur einzelne Kavalleristen dieselbe in naher Entfernung zu beiden Seiten begleiteten, und nicht einmal ausreichend schienen, an Defileen und sonstigen passenden Orten die Desertion zu verhindern. Das meiste militärische Neuherrere bewahrten bei diesem untesten aller Aufzüge die Linien-Kavallerie-Regimenter trotzdem, daß die Pferde derselben auf jedem Marsche mehr herunterkamen und nach vier Wochen kaum noch dienstüchtig zu sein schienen. Aber die Soldaten der Kavallerie brauchten nicht, wie die der Infanterie, barfuß und in Lumpen zu reisen, um bei etwaigen Paraden glänzen zu können; ihre stets rein gewaschenen weißen leinernen Jacken geben ihnen auch auf dem Marsche ein anständiges Aussehen und die bei schlechtem Wetter umgehängenen blauen Punche (eigentlich nichts Anderes, als ein großes vierseitiges Stück Tuch, welches in der Mitte ein Loch hat, um den Kopf hindurchstecken zu können) verdeckten vortheilhaft jede mögliche Unregelmäßigkeit der Bekleidung. Das dieselbe auf dem Marsche sich stets hinter der Infanterie befand, hatte außer dem Vortheil, daß sie die Schnelligkeit ihrer Gangart nach der der Leitern einrichten mußte, noch den andern, daß sie manchen ermüdeten Infanteristen hinter sich auf's Pferd nehmen oder auch mit ihren Reservepferden weiterhelfen konnte. Besonders geschah dieses häufig von Seiten der Nationalgarde und der bei der Artiergarde befindlichen Schwadronen, welche zu diesem Behufe auch eine Zahl von losen Pferden mit sich führte. Die Artillerie hat stets so viel mit ihren Zugochsen zu thun, daß

über ihre Marschordnung wenig oder gar nichts zu sagen übrig bleibt.

Das Signal zum „Lagern“ entwickelte nach und nach die ganze langgedehnte Marschkolonne jenseits eines den Lagerplatz markirenden Terrainabschnittes in einer fast eben so großen Breite. Es ist erklärlich, daß man bei der Gefahr das vorliegende Gewässer durch einen plötzlichen Regen während der Nacht so angeschwollen zu sehen, daß es eine Zeitlang unpassierbar bleiben könnte, ein Desfilee stets am Ende jedes Marsches noch überschreitet, und erst hinter demselben das Lager ausschlägt. Die Tete der ersten brasiliianischen Division wandte sich daher, sobald sie das Terrainhinderniß hinter sich hatte, rechts, die zweite links, und die Abtheilungen derselben nahmen sodann auf dem jenseitigen Thalrande, die Queue dem Wasser zugekehrt, von der Mitte aus Distance. Die Adjutanten der Divisions- und Brigade-Kommandeure wiesen den einzelnen Bataillonen ihre Lagerplätze an. Eigenthümlich war hierbei, daß die Kavallerie-Brigaden jeder Division immer zwischen den beiden Infanterie-Brigaden aufmarschierten, dem Grundsache zufolge, daß die Flügel eines Kavallerie-Lagers stets durch Infanterie gedeckt werden müssen. Nachdem auf diese Weise alle Lagerplätze bestimmt worden sind, was, beiläufig gesagt, bei der Nonchalance, mit welcher die brasiliianischen Generale ihre Befehle abgeben, und bei der noch größern, mit welcher ihre Adjutanten dieselben weiter befördern, gewöhnlich einer geraumen Zeit bedarf, schlägt nun jede einzelne Truppe ihre Lager auf, und man muß gestehen, dies geschieht mit einer Schnelligkeit und einer Regelmäßigkeit, wie nur die Gewohnheiten eines Nomadenlebens sie möglich machen können. Die acht Compagnien jedes Bataillons nehmen rückwärts ganze oder doppelte Zug-distance, die rechten (resp. linken) Flügel-Unterofficiere decken sich nach Abschreitung derselben auf den des vordersten Zuges, und nun schlagen die Soldaten jeder Kompagnie nach links (resp. rechts) hin ihre kleinen für zwei (bei einigen

Bataillonen für vier) Mann berechneten Zelte auf. Die Spielleute lagern in einer Linie vor der Front und hinter der Lagerwache, der Stab und der Bataillons-Commandeur in einer etwas grössern Entfernung hinter der Queue, die Kompagnie-Officiere in einer Querlinie dreißig Schritte von dem linken Flügelzelt ihrer Kompagnie entfernt und die Offizierungen ihrer etwa doppelt so hohen Zelte der Kompagnie-gasse zugekehrt. Der zwischen ihnen und dem Bataillon befindliche Raum bildet den Waffenplatz, auf welchem die Truppe, mit der Front den Offizierzelten zugewendet, sich zu Appells u. s. w. zu formiren pflegt. Die Gewehre werden von den Soldaten stets mit in ihre Zelte genommen.

Wenn somit das Lager eines Infanterie-Bataillons stets ein tieferes als breiteres Viereck von zehn parallelen Zeltreihen bildet, so hat dasjenige eines Kavallerie-Regiments nur eine Zeltgasse. Sobald nämlich ein solches Regiment in Linie aufmarschiert und abgesessen ist, werden die Lanzen in die Erde gesteckt, die Pferde abgesattelt und als gesammelte Cavalgade auf einen nahen oder ferneren Weideplatz getrieben, worauf parallel der Längenlinie und rückwärts derselben die Zelte in einer Reihe aufgeschlagen werden, während jene der Weiber u. s. w. gewöhnlich eine nicht minder große zweite bilden und die Officiere sich noch weiter rückwärts anbauen. Die höhern Officiere wählen sich wo möglich einen einzeln stehenden Busch, einen schützenden Felsblock oder andere derartige auf dem Camplande nur spärlich zu findende Seltenheit zu ihrem passageren Wohnplatze aus. Wenn ein solches Kleinod sich zufällig innerhalb des Lagers eines Truppenteils finden sollte, dann kann man sicher darauf rechnen, daß es aus Predilektion des glücklichen momentanen Besitzers zu einer, wenn auch noch so kleinen Unregelmässigkeit der strengen Lagerordnung Veranlassung gegeben hat.

Umregelmässiger als auf den beiden Flügeln der von der Armee eingenommenen Position sieht es gewöhnlich im Centrum derselben aus. Hier hat natürlich das Hauptquartier

des kommandirenden Generals sich den besten Platz ausgesucht, in seiner Nähe ist die Artillerie aufgefahren und lagert hinter der Geschützlinie, während vor derselben ein Platz zum Aufziehen der Wachparade und Ausgeben der Parole frei bleibt. In verschiedenen Gruppen sieht man dann den Markt der Handelskarren, den Park der Lieferungs-Transporte und andere Fahrzeuge, das Lazareth und die — Armeewache auf geeigneten Plätzen aufgestellt.

So belebt aber auch ein solches Lager erscheinen müste, so wenig wird doch seine Ruhe durch Vorfälle gestört, welche das wahre Soldatenleben im Felde bei andern Armeen bezeichnen. Die eintönige Musik der Musikbanden der Bataillone, welche dasselbe Stück oder vielmehr einzelne Töne derselben den ganzen Tag hindurch, wochenlang mechanisch einüben, ist fast das Einzige, welches die stille Einförmigkeit der umgebenden Natur und die eigenthümliche Indolenz ihrer augenblicklichen Bewohner unterbricht. Eine langweilige Nüchternheit ist über das Ganze verbreitet. Kein fröhlicher Gesang verkürzt den Soldaten die Mußestunden, welche die täglich stereotyp zu denselben Stunden abgehaltenen Revista's ihnen lassen, denn Soldatenlieder sind hier völlig unbekannt, und jedes Singen im Lager wie auf dem Marsche verboten, nur das Ave Maria wird alle Abend um acht Uhr mit der fläglichsten Stimme von jeder Truppe abgeplärrt. Nach demselben herrscht überall Grabesstille. Auch bei den Officier-Corps selbst fehlt es außer dem unvertilgbaren, dem Brasiliener zur Leidenschaft gewordenen Hazardspiel an jedem geselligen Bindemittel. Nüchternheit ist ihre größte, vielleicht ihre einzige Tugend. Trinkgelage giebt es demnach nicht in einem brasiliianischen Lager, und Matté, d. h. ein Aufguß von heißem Wasser auf trocknes, größtentheils zerriebenes Mattenholz ist so ziemlich das einzige Getränk, welches man zu sich nimmt. Aber dieses schlürft denn auch jeder Officier aus seiner silbernen oder blechernen Röhre den ganzen Tag hindurch, nur etwa mit dem Genuss einer Strohzigarre abwechselnd. Da

Matté abwechselnd mit Kaffee, demselben aber unter allen Umständen mit Recht vorgezogen, einen Theil der täglichen Ration des brasilianischen Soldaten ausmacht, und überhaupt Lieblingsgetränk jedes Brasilianers ist, so läßt sich denken, daß es in bedeutenden Quantitäten auf den langen Marschen mitgenommen wird.

Man schreibt zwar dem häufigen Genusse desselben einen großen Einfluß auf die dem brasilianischen Charakter eigenthümliche Indolenz zu und mag Recht haben. Zu läugnen jedoch ist nicht, daß wenigstens im Felde der Matté eine in den Ländern Südamerikas fast unentbehrliche Ingredienz der Nahrung bildet. Bei dem starken täglichen Genuß des frischen Fleisches, dem Mangel aller Gemüse, aller Hülsenfrüchte und des Brodtes, bei der gewöhnlichen Theure des Salzes, ist der Matté mit seinen medicinischen Bestandtheilen ein durch die Erfahrung hinreichend erprobtes Präservativmittel gegen die mit solcher Lebensweise verbundenen Krankheiten. Da man ihn gewöhnlich aus einer getrockneten und eigens dazu präparirten kleinen Kürbisschale durch eine Röhre schlürft, so gewährt der Genuß desselben außerdem noch eine Art von Zeitvertreib, welcher außerst billig das Trinken von Kaffee, Thee oder Spirituosen, sowie das theure Cigarrenrauchen gleich zu ersetzen vermag. Die Soldaten gestatten sich zwar für gewöhnlich nicht den Lurus einer Matté-Röhre, sondern kochen das Holz einfach wie Thee in ihren Kochkesseln, aber die Geschwindigkeit, mit welcher sie sich dieses ihr Lieblingsgetränk zu jeder Tageszeit auf Marschen wie im Lager zu bereiten wissen, ist erstaunenswerth. Kaum sind bei einem noch so kurzen Rendezvous die Gewehre abgenommen, so sieht man auch hier und da neben der Kolonne aus trockenem Kuhmist oder sonstigen brennbaren Stoffen Feuer entstehen, an denen in den kleinen, halbrunden Kochkesseln Wasser zum Matté heiß gemacht wird. Trotz aller seiner guten Eigenschaften bleibt es jedoch immer ein herzlich nüchternes Getränk, und ohne Zuthun von Zucker wird der Fremde sich nur schwer

daran gewöhnen können. Die deutschen Soldaten befanden sich bei dem Matié ganz wohl, und wollten wenigstens mit dem unreinen, schlechten brasilianischen Kaffee bald nichts mehr zu thun haben.

Eben so eigenthümlich als dieses Getränk ist dasjenige Nahrungsmittel, welches in Brasilien das Brod ersetzt, und selbst auf dem Tische des reichsten Mannes nie fehlt. Durch mehrmaliges Auspressen des eigentlich giftigen Saftes der Wurzeln der Maniok-Staude und Mahlen des zurückgebliebenen Stoffes gewinnt man nämlich ein grobkörniges, trocknes, weißes Mehl, schlechtweg Farinha (zum Unterschiede von dem Brodmehle) genannt, welches in dieser Gestalt mit den Händen oder Löffeln, wo solche vorhanden sind, in den Mund gestopft wird, oder als Zuthat zu allen und jeden Speisen fungirt. Da ein Kochen oder Backen dieses Mehles es im höchsten Grade ungesund macht, so ist man es, wie gesagt, entweder ohne jede weitere Zubereitung, oder führt es mit heißem Wasser, besser noch mit Fleischbrühe zu einem Brei an, den man dann Perron nennt, und der gar nicht so unangenehm schmeckt. Unzubereitet aber ist es wirklich schwierig zu sagen, ob die Farinha überhaupt einen Geschmack habe. Ihr Nahrungstoff steht jedenfalls zu dem Brodmehl, welches es ersetzen soll, in keinem Verhältniß. Dennoch ist es fast das einzige Nahrungsmittel der ganzen Negerbevölkerung Brasiliens und der Hauptbestandtheil der Lieferung bei der Armee in der Garnison wie im Felde. Der brasilianische Soldat ist so sehr an das Maniokmehl gewöhnt, daß er dasselbe dem Brote vorzieht, und gar nichts vermisst, wenn der nordamerikanische Schiffsspeaks, den man auf den ersten Marschen gewöhnlich noch mitführt, aufhört. Er tauschte denselben bei den deutschen Soldaten gern gegen seine Farinha aus, welche die Nothwendigkeit übrigens auch sehr bald diese genießbar finden ließ. Für eine marschirende Armee hat ein solches leicht transportables Nahrungsmittel außer seiner Billigkeit noch den unberechenbaren Vortheil, daß es das umständliche

und in diesen Ländern oft ganz unausführbare Brodtbacken gänzlich überflüssig macht. Rechnet man daher zu Matté und Farinha noch Salz, Zucker und für gewöhnlich auch Fume (Kautabak), welcher getrocknet auch als starker Rauchtabak zu Strohcigarren benutzt werden kann, so erhält man außer dem niemals fehlenden frischen Fleisch die gewöhnliche Feld-Ration des brasiliischen Soldaten, wie aller kriegsführenden Armeen des südlichen Amerika. Der landesübliche Schnaps, Cachas genannt, welcher eben nichts anderes als der aus der Zuckerfabrikation gewonnene junge Rum ist, wird glücklicherweise und trotz seiner überaus großen Billigkeit nur bei seltenen Gelegenheiten geliefert. Eine dieser Gelegenheiten scheint bei- läufig die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit dem Feinde zu sein.

Bei dem geringen Nahrungsstoffe des Maniokmehles und dem freilich schrecklich abgenommenen Viehreichtum der südlichen Länder muß das frische Fleisch den Ersatz für alles Uebrige abgeben. Welche Verschwendung mit diesem aber getrieben wird, zeigt schon die Bestimmung, daß auf funfzig Mann täglich ein Ochse geschlachtet werden kann. Trotzdem, daß das Vieh der Campos niemals die Größe und Stärke der fettgemästeten holsteinschen Ochsen erreichen kann, so würde es dennoch funfzig Mann schwer werden, jeden Tag ihren Ochsen vollständig zu verzehren. Die Truppen-Kommandeure und Kriegs-Kommissäre haben daher das dem Viehstande wie der Gesundheit ihrer Soldaten gleich günstige Auskunfts-mittel gefunden, für gewöhnlich nur auf hundert Mann einen Ochsen zu schlachten, die Regierung aber stets nach ihrer eigenen Verordnung das Doppelte bezahlen zu lassen. Wenn man daher über die nach offiziellen Berichten wirklich ganz enormen Zahlenangaben der Südamerikaner staunen sollte, so kann man dreist den Appetit derselben auf die Hälfte anschlagen, um den wirklichen Verbrauch zu erhalten. Wahr aber bleibt es, daß trotz der vorsorglichen Maßregeln der Kommissäre und Kommandeure immer noch zahlreiche Reste rohen

Gefügtes in dem verlassenen Lager beweisen, daß man die Dekommission noch weiter treiben könnte. Mit offiziellen Zahlungen geht es daher in Brasilien gerade wie in Russland: die militärische Theorie würde zu lächerlichen Resultaten kommen, wenn sie auf dieselben Schlussfolgerungen gründen wollte. Das Vieh wird demnach für jede marschierende Kolonne von den Kommissären im Lande nach Bedarf aufgekauft und dann in Heerden mit derselben fortgetrieben. Nach dem Einrücken in's Lager und dem Aufrütteln der Zelte erfolgt das Signal zum Schlachten, worauf jedes Bataillon seine Schlächter zum Schlachtplatz schickt und durch sie die Zahl der requirirten Ochsen in Empfang nimmt. Das Tödten der überwiesenen Thiere ist jedoch nicht Sache der Bataillone, sondern wird auf dem Platze selbst von den Treibern oder den dem Kommissär zur Disposition gestellten Kavalleristen bewerkstelligt. Einer derselben wirft dem Schlachtopfer den Laço um den Hals und galoppirt mit demselben davon, während ein Anderer mit einem scharfen Schwerdt in der Hand ihnen nachfolgt, dem gefangenen Ochsen zuerst die Fesseln der hinteren Füße, dann, sobald er sich auf den vordern Beinen noch forschleppt, auch diese durchschneidet und ihm, sobald er zusammenstürzt, den Gnadenstoss in das Genick versetzt. Man kann keine wilde Heißjagd, aber auch kein blutigeres Schauspiel, als diese täglich sich wiederholenden grausamen Schlachtszenen sehen. Von der Geschicklichkeit des Laçowerfens hängt natürlich ihre kürzere oder längere Dauer ab. Mit den gemordeten Thieren werden dann die Schlächter der Bataillone rasch fertig, und bald bleibt nichts als der Kopf und das Gerippe nebst den Eingeweiden auf dem Platze liegen. Die Felle gehören den Lieferanten und verschwinden daher mit diesen.

Im Lager selbst wird das erhaltene Fleisch gewöhnlich in das dritte brasiliische Nationalgericht, den beliebten Spießbraten, verwandelt, dessen Bereitung gerade eben so einfach, wie der Genuss des Matté und der Farinha ist. Ueber einem glimmenden Kohlensfeuer röstet sich sehr bald das mit Salz-

lauge mehrmals begossene Stück Fleisch, dem ein Stock, wenn es kein Vorgesetzter sieht, auch ein Ladestock als Spieß dient, und wird dann von den zufriedenen Besitzern in aller Ruhe verzehrt, während in den Zwischenräumen eine Hand voll Fazinha nach der andern in den Mund wandelt.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daß die Lebensweise in einem brasiliischen Feldlager täglich stets dieselbe und dabei so einfach ist, daß sie allerdings schwer die Veranlassung zu einer geräuschvollen Lustigkeit werden könnte, wenn eine solche nicht außerdem schon durch den Nationalcharakter und die in der Armee befindlichen, jeder geistigen Regung unsäglichen Elemente verhindert würde. Das zwar nicht mehr heiße, aber doch auch ebensowenig europäische Klima der Provinz Rio Grande wie der Banda Oriental trägt überdies nicht wenig dazu bei, auch Ausländer indolent und bequem zu machen und zur Annahme der Lebensweise der Brasilianer zu nöthigen. Zumal in den heißen Mittagstunden sieht man mit dem sehnfüchtigsten Interesse der Ankunft seines Zeltes entgegen. Das Bivouakiren ist in diesen Gegenden sowohl bei Tage wie bei Nacht unmöglich. Wer einmal aus Bequemlichkeit bei noch so heiterem Wetter sein leinenes Häuschen als Unterlage statt als schützende Decke benutzt haben sollte, thut es das zweite Mal gewiß nicht wieder. Entweder hat er in der Mittags Höhe den Sonnenstich, oder am Morgen durch den gefallenen kalten Thau Rheumatismus an allen Gliedern sich zugezogen. Das Auffschlagen der Zelte, und wenn der Aufenthalt auch nur wenige Stunden dauern sollte, ist demnach eine Nothwendigkeit, und der möglichst geringste Zeitverlust, welchen man zu diesem Bau zu verwenden braucht, ein offensbarer Gewinn für die eigene Ruhe. Man sieht daher auch die brasiliische Armee stets ihre Zelte auffschlagen, selbst wenn auch die gewisse Aussicht vorhanden ist, daß an demselben Tage noch weiter marschiert werden soll. Das Lager derselben ist begreiflicher Weise so passager, so leicht beweglich und transportabel, daß ein vom Hauptquartier gege-

benes Signal es in wenigen Sekunden vollkommen verschwinden macht, während ein zweites Signal nicht lange darauf die ganze Truppenmacht mit allem Zubehör in Bewegung setzt. Vorher gegebener Befehle bedarf es hierzu nicht, und am Abend erfährt daher auch niemals ein Unterbefehlshaber, ob und wann es dem kommandirenden General am folgenden Morgen gesallen wird, die Signale zum „Zeltabbrechen“ und „Marschiren“ geben zu lassen. Es hat diese Ungewissheit offenbar den großen Vortheil, die Armee in einer steten Marschbereitschaft zu erhalten. Komplicirte Marschbefehle für den kommenden Tag sind ganz unbekannt, und geben keinen unnützen Stoff zu Abendunterhaltungen in den Zelten ab. In der Banda Oriental aber hätte der General Carias dreist seine Armee im Kreise herum und auf demselben Wege wieder gegen Montevideo zurückführen können, ohne daß es so bald bemerkt worden wäre. Beiläufig gesagt, ist ihm indessen trotz der verschiedenen Lagerwechselungen bei S^a Luzia wohl niemals in den Sinn gekommen, seinen Offizieren eine solche Überraschung zu bereiten, die ihnen nichts weniger als angenehm gewesen wäre. Allseitig war man mit den erfochtenden Lorbeeren mehr als zufrieden, und dachte daher an nichts anderes, als dieselben durch ein möglichst rasches Verlassen dieses verwünschten Landes in Sicherheit zu bringen.

Da unter so bewandten Umständen man von den Castilhanern wenigstens nicht zu befürchten hatte, gefolgt oder angegriffen zu werden, so hätte das brasilianische Lager eigentlich gar keiner Sicherheitsmaßregeln gegen einen äußern Feind bedurft; dennoch gab es eine Art von Vorpostendienst, indem dasjenige Bataillon, welches die Wachen im Innern der Division gab, auch ein paar Piquets außerhalb derselben auf vorliegenden Höhepunkten aufstellte. Vorwärts dieser standen sodann noch einige kleine Kavallerie-Wachen mit ihren niemals weit in das Terrain vorgeschobenen Vedetten. Die Chaine, welche diese Vorposten bildeten, war natürlich so un-

vollkommen, daß sie ebensowenig das Desertiren der deutschen Soldaten hindern, noch in der Nähe von Canelones einige castilhanische Pferdediebe abhalten konnte, dem vierten brasilianischen Kavallerie-Regimente bei hellem lichten Tage seine ganze Cavalgade mitten aus dem Lager herauszuholen und die Bedeckung derselben theils zu verwunden, theils zu vertreiben. Da man sich für diesen frechen Diebstahl dadurch revanchirte, daß man den in der Nähe liegenden Estancier besitzt als Ersatz für den Verlust ihre eigenen Pferde wegholte, so hatte dieser Vorfall übrigens weiter keine Folgen, als daß man ein Piquet mehr aufstellte. Der ganze Wachdienst bezieht sich daher vorzugsweise auf das Innere des Lagers, und hier scheint man durch unnützen Luxus an starken Wachen den Mangel der äußern Sicherheitslinie kompensiren zu wollen. Selbst die einem brasilianischen Bataillon nie fehlende Musikbande bleibt nicht verschont; sie verstärkt unter allen Umständen die starke Wache, welche die Aufgabe hat, die Person und die Küchenwagen des kommandirenden Generals zu decken, und producirt dann bei der Mittagstafel derselben das neueste Stückchen, welches sie durch wochenlange Uebungen Ton für Ton einstudirt hatte. Der Kunstgenuß ist bei dieser Gelegenheit nicht groß, die Tafel des Generalen Chef, die einzige, welche es im Lager giebt, und zu welcher außer seinem Adjutanten und dem Officier der Wache stets noch einige andere Personen gezogen worden sind, aber so gut besetzt, wie man es unter den obwaltenden Umständen nur wünschen kann: Dem deutschen Officier wurde hierbei stets die Auszeichnung zu Theil, daß allein vor seinem Couvert eine Flasche Wein prangte. Es bedurfte daher die Überwindung einer gewissen jungfräulichen Scheu, zum Angriffe dieser einzigen Flasche zu schreiten. Jeder einzelne derselben aber glaubte dem deutschen Nationalruhme nichts vergeben zu dürfen, und blieb daher seinen vaterländischen Gewohnheiten treu. Es ist dies übrigens wohl die einzige angenehme Erinnerung, welche den Officieren des deutschen Bataillons von

dem blau und weiß gestreiften Pavillon des Grafen Carias geblieben ist. Bei andern Gelegenheiten hatten sie daselbst nur die gemessenste Gleichgültigkeit zu erwarten.

Die deutsche Truppe in Brasilien.

Das Vorangegangene wird genügend gewesen sein, den Boden einigermaßen kennen zu lernen, welchen eine europäische Truppe betritt, sobald sie in Brasilien angekommen ist. Es ist mehr als zweifelhaft, ob eine solche Truppe überhaupt unter den sie hier umgebenden Verhältnissen zu bestehen vermag. Die Korruption, welche alle Klassen des Volkes, am meisten aber den Beamtenstand des Kaiserthums unterminirt hat, ist so mächtig, so allgemein, so all' und jeden Begriff von militärischer Ehre ausschließend, daß eine fremde Korporation, unter welcher Form sie auch erscheinen mag, ihren schädlichen Einwirkungen sich niemals wird entziehen können. Rechnet man hierzu noch den mehr oder minder allgemeinen Widerwillen jedes Brasilianers gegen alles Fremde, die gränzenlose Unwissenheit, die Indolenz und den Eigendunkel, welche selbst die höchsten Militär- und Civil-Personen offen zur Schau tragen, so wird man es erklärlch finden, daß eine fremde Truppe in Brasilien Schritt für Schritt, im Kleinen wie im Großen, Hindernisse zu bestegen hat, von denen man anderwärts keine Spur findet. Es gilt hier die Bekämpfung eines passiven Widerstandes, der an Intensität zunimmt, je weiter man sich von dem Sitz der Regierung entfernt. In Rio de Janeiro, wo man sich mit seinen Forderungen direkt an die

höchsten Behörden zu wenden vermag, würde nur ein Wechsel des Systems die Existenz einer engagirten Truppe gefährden, in den Provinzen aber fällt sie den Intrigen der jämmerlichsten Unterbeamten, ja sogar der Privatenrettunglos in die Hände. Ins Innere des Landes geschickt, würde sie verhungern, wenn sie sich nicht selbst zu helfen weiß.

Die Geschichte einer Truppe zu schreiben, welche sich leichtsinniger Weise in solche Verhältnisse begeben hat, wird niemals etwas Trostreiches sein. Sie kann nur ein abschreckendes Bild, ein warndes Beispiel für zukünftige solche Unternehmungsgelüste darbieten. Die Geschichte der deutschen Truppe aber, welche sich im Frühjahr 1851 für brasiliianische Dienste in Hamburg erkauften ließ, gewährt wenigstens den Trost, daß die Leiden derselben nur äußerst kurz gewesen sind.

Wenn man heute nach Beendigung der Sache noch einmal ein solches Blatt Papier durchliest, wie jeder einzelne der nahe an eintausendacht Hundert angeworbenen deutschen Soldaten es dreifach ausgesertigt, als einen zwischen ihm und einem Herrn do Rego Barros abgeschlossenen Kontrakt, in der Stube des wohlbekannten Kaufmann Valentim unterschrieb, dann muß man freilich zu der Überzeugung kommen, daß man sich durchaus nicht zu beklagen habe. Denn offenbar kann nur die größte Not, der größte Leichtsinn oder die Sucht nach Abenteuern das Eingehen auf einen solchen Kontrakt entschuldigen.

Abgesehen davon, daß durch denselben jeder Kontrahent einzeln sich verpflichtet, der brasiliianischen Regierung auf vier Jahre als Soldat zu dienen, ohne daß ihm im Mindesten garantiert worden wäre, daß dies in einer eigenen oder überhaupt in einer deutschen Truppe geschehen sollte, so boten auch selbst die deutlichen wenigen Paragraphen des Kontraktes durchaus nur unbedeutende Vortheile für irgend welche Dienstleistung, für eine solche im brasiliianischen Heere aber nur rein lächerliche dar. In Rio de Janeiro schon konnte man brasiliianische Officiere ihre Bewunderung aussprechen

hören, daß die Regierung die fremden Soldaten trotz der Uebersahrt noch billiger gekauft hätte, wie die im eigenen Lande geworbenen. Da das Ministerium selbst schien anfangs über die Billigkeit eines Handgeldes von fünfundzwanzig Thalern, während sie für einen freien Neger oder Mulatten schon mehr als hundert geben muß, ein kräftiger Sklave aber im ganzen Lande nicht unter fünfhundert zu erhalten ist, ganz erstaunt. Jedenfalls wird das Ministerium jetzt diese übergroße Zufriedenheit nicht mehr mit seiner billig eingekauften Waare haben. Dieselbe hat spottschlecht sich bewährt. Es war Nürnberger Waare. Doch auch mit der Billigkeit scheint es eine eigene Bewandtniß gehabt zu haben: offenbar hat sich dieselbe nur auf das dem Angeworbenen gegebene Handgeld von fünfundzwanzig Thalern bezogen, denn der Landesversammlung gegenüber klagt derselbe Kriegsminister, daß jeder fremde Soldat dem Kaiserreiche ein halbes Conto de Reis oder mehr als vierhundert Thaler gekostet habe, was für ein-tausendachtshundert Mann die erschreckliche Summe von achtund-derttausend Thaler ausmacht. Die Stadt Hamburg und die bei der Werbung betheiligt gewesenen wenigen Glücklichen sind daher offenbar die Einzigen, welche bei diesem Handel gewonnen haben. Mit der Billigkeit des Handgeldes aber läßt sich noch am wenigsten rechnen, einmal, weil funfzig oder hundert Thaler wohl ziemlich eben so rasch in den Wirthshäusern von Hamburg oder Rio de Janeiro verschwunden wären als fünfundzwanzig, und dann, weil dieselbe der Werbung den Schein eines Kaufes nahm und ihr mehr den Nimbus einer militärischen Auswanderung verlieh.

Dieser unpraktische Gedanke mag dann auch zugelassen haben, daß gemäß eines andern Paragraphen desselben Kontraktes der Sold und die Zahlung desselben für die fremden Truppenkörper in gleicher Höhe und in gleicher Weise wie bei der brasiliianischen Armee stattfinden sollte! Da sich, wie es scheint, keiner der Officiere, welche ein Kommando in der angeworbenen Truppe annahmen, mit der Frage beschäftigt

hatten, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der brasilianischen Armee haben möchte, so stellte sich jeder Kontrahent bereits in Hamburg auf gleiche Höhe mit den als Soldaten verkleideten Negern und Affen des südamerikanischen Kaiserreichs.

Man hatte späterhin Gelegenheit, zu erfahren, daß der Sold in Südamerika eben nur hinreichte, die Bedürfnisse eines Negers zu befriedigen. Der deutsche Soldat machte von demselben sich einmal des Monats einen „guten Tag“ und suchte dem während der übrigen Zeit herrschenden Geldmangel — einer Periode, welche öfters zwei Monate dauerte — durch Verkauf alles dessen abzuhelfen, was sich überhaupt verkaufen ließ. Man kann sich denken, daß dieses Unwesen, welchem unter den obwaltenden Umständen nicht zu steuern war, allein hinreichen mußte, die Truppe zu ruiniren. In Rio de Janeiro zwar merkte noch Niemand die Unzulänglichkeit des Soldes. Da dort von Seiten der Regierung alle Kompetenzen seit dem Tage der Einschiffung in Hamburg mit größter Generosität in blankem Golde ausgezahlt wurden, so war das Erstaunen und die Freude groß. Die Soldaten glaubten endlich in das so oft gewünschte Goldland gekommen zu sein. Leider war der Jubel nur kurz.

Bekanntlich rechnet man in Brasilien nach Reis, nennt tausend dieser angenommenen kleinsten Einheiten Mil Reis, eine Million derselben aber ein Conto. Dem diesen Zahlensysteme angepaßten Münzfuße zufolge gibt es Goldstücke von zwanzig und von zehn Mil Reis, Silberstücke von zwei, von einem und einem halben Mil Reis, alte und neue Kupfermünzen von vierzig, von zwanzig, auch von zehn Reis. Außer diesem neuen brasilianischen Gelde kursiren jedoch in Brasilien in überwiegender Zahl die ältern spanischen und portugiesischen Münzen, sowie die Gold- und Silberstücke der südamerikanischen Republiken. Die gebräuchlichste dieser Silbermünzen ist der Patakon, im Zahlenwerthe zu eintausendneinhundertzwanzig Reis, im gewöhnlichen Leben und im Handel aber zu

zwei Mil Reis gerechnet, die höchste Goldmünze aber die Unze (Onça), im wechselnden Werthe von funfzehn bis sechzehn Patacons. Der preußische Thaler wurde dem brasilianischen Münzsysteme gegenüber zu einem Werthe von eintausend zweihundert Reis angeschlagen, so daß er also einen Platz zwischen den Mil Reis-Stücken und den Patacons einnimmt.

Was nun den Sold des gemeinen Soldaten der brasilianischen Armee anbetrifft, so beträgt derselbe bei der Infanterie und Fuß-Artillerie täglich neunzig Reis, bei der Kavallerie und reitenden Artillerie aber fünfundneunzig Reis. Dieser einfache Sold (soldo simples) ist indessen nur ein verhältnismäßig geringer Theil der dem Militär zustehenden Kompetenzen. Da die Regierung den einfachen Sold zwar niemals geändert, wohl aber die Unzulänglichkeit desselben führend, ihn durch verschiedene bestimmte Zulagen erhöht hat, so zeigt die Soldliste einer brasilianischen Kompagnie die verschiedenen Rubriken von Soldo Gratificação und Etapa, welche im Kriege noch durch die terça parte (dritte Theil des Soldes) vermehrt wird. Die Etape bildet den Hauptbestandtheil dieser „Vencimentos“, da sie täglich zweihundertzwanzig Reis (neuerdings zweihundertzachtzig Reis) beträgt, kann indessen deshalb nicht zu denjenigen Geldern gerechnet werden, welche der Soldathaar in die Hand bekommt, da sie im Felde durch die in natura gelieferte Nation ersetzt wird, und in Garnisonen von Seiten des Körps zur Bestreitung der Menage verwendet werden muß. Dagegen wird die Gratificação von täglich fünfundvierzig Reis unter allen Umständen ebenso wie der Soldo ausgezahlt, wobei zu bemerken ist, daß es für diejenigen, welche sich zum zweiten Male haben anwerben lassen, noch eine besondere Gratificação de Reangajado giebt. Im Kriege wird der Soldo jeder Charge noch um den dritten Theil, also für den gemeinen Soldaten um dreißig Reis, vermehrt. Läßt man demnach die Etape bei Seite, so erhält der deutsche Soldat in Brasilien an Soldo, Gratificação und Terça parte im Felde täglich hundertfünfundsechzig Reis,

also für einunddreißig Tage, da das Gehalt stets postnumera-
ndo für den versessenen ganzen Monat ausgezahlt wurde,
fünftausendehundertfünfzehn Reis oder in preußischem Gelde
vier Thaler sieben Silbergroschen, woraus hervorgeht, daß er,
da außerdem für seine Nahrung und Kleidung gesorgt war,
täglich etwas über acht Vingtins (zwanzig Reissstücke) oder
etwas mehr als vier preußische Silbergroschen, im Frieden,
wo die Terça parte wegfällt, aber nur hundertfünfunddreißig
Reis oder sechs Vingtins, d. h. etwa drei Silbergroschen für
seine übrigen Bedürfnisse verwenden konnte. In Deutschland
wäre dies allerdings recht annehmbar gewesen, in Brasilien
aber ist es für die größte Dekonomie noch ein ungelöstes Pro-
blem, mit einer solchen Summe einen Monat hindurch haus-
zuhalten. In welchem Verhältnisse hier der Geldwerth zu
den einfachsten Bedürfnissen steht, geht schon daraus hervor,
daß die sogenannte Etape zur Bestreitung der Ration des
Soldaten zweihundertzwanzig Reis (jetzt sogar zweihundert-
achtzig Reis), also bedeutend mehr als der ganze Sold mit
allen möglichen Zulagen beträgt, und doch bleibt es trotz der
verhältnismäßig großen Billigkeit des Fleisches unmöglich, mit
derselben eine ausreichende tägliche Brotdportion zu beschaffen.
Nach Bestreitung des nothdürftigsten theuren Puzzzeuges ge-
währt der wirkliche Sold dem brasilianischen Soldaten nur
die Mittel, sich im Cachas ein paar Mal zu betrinken, oder
an Orangen zu sättigen, da dies so ziemlich die einzigen Vit-
tualien sind, deren Preise nach Vingtins berechnet werden
können.

Dies war also der Preis, für welchen die Deutschen sich
im Jahre 1851 an Brasilien verkauften! Nur eben der
Augenblick der Auflösung einer so bedeutenden Armee, als die
schleswig-holsteinsche es war, kann es erklärlch machen, daß
so viele tapfere und tüchtige Soldaten ihre Dienste so über-
aus gering anschlugen. Doch, wie gesagt, zur Zeit der An-
werbung selbst hat Niemand an eine Kritik des Werbekontrakts
gedacht, gleich leichtfertigen Schuldenmachern nahm jeder die

ihm dargebotene Anleihe an, ohne der Prozente zu gedenken welche sie ihm einst kosten würde. Vielleicht dachte auch Mancher der Angeworbenen schon damals, daß ihm jenseits des Meeres die Gelegenheit nicht fehlen würde, sich der eingegangenen Verpflichtungen, sobald es ihm beliebe, zu entziehen, und betrachtete die brasilianische Werbung nur als ein Mittel, möglichst billig nach Amerika zu gelangen. Da viele der Leute wollten bis zum letzten Augenblick nicht daran glauben, daß man ernstlich vorhabe, sie in Brasilien zu Soldaten zu machen; sie waren mit der festen Ueberzeugung gekommen, daß das Ganze doch nur eine Schwindelei wäre, aus der sie durch eigene Schlußheit sich bald zu befreien hofften.

Unter diesen Umständen konnte es nicht bestreiten, daß von allen Angeworbenen mehr als die Hälfte Handwerker waren, welche offenbar von dem hohen Arbeitslohn in den größern Städten Südamerika's gehört hatten. Der Rest bestand aus alten Soldaten, unter ihnen sehr viele ehemalige preußische und holsteinsche Unteroffiziere, und arbeitscheuen Bummern und Säufern, die in Brasilien wahrscheinlich Gold und Diamanten suchen wollten. Jedenfalls war es eine recht muntere, aus den verschiedenartigsten Charakteren zusammengesetzte Gesellschaft, in der indessen, so unglaublich es auch klingen mag, die bessern Elemente bei weitem die überwiegenden waren. Es war ein buntes Gemisch von Leuten aller Stände, von Männern aller Altersklassen, von dem Besten und dem Schlechtesten, was eine Nation aufzuweisen hat. Es war eine Truppe schon bei der Annahme, da die Zahl derjenigen, welche noch nie gedient hatten, im Verhältnisse nur gering war, eine Truppe, welche unter talentvoller Führung überall anderswo sich einen glänzenden Namen in der Geschichte hätte erwerben können.

Für Brasilien aber taugte eine solche Truppe, in welcher die Erinnerung an die jüngst erlebten europäischen Erschütterungen noch frisch war, am allerwenigsten. Brasilien wird, so lange es eben noch Brasilien ist, am besten thun, sich auch

fernerhin mit seinem eigenen glorreichen Exercito zu begnügen, oder wenn es ihm abermals an Menschen fehlen sollte, um dasselbe zu verstärken, die Lücken desselben, wie früher, durch ein paar Tausend den europäischen Zuchthäusern entnommene Straflinge zu füllen. Sollte aber, wie es fast scheint, der Gedanke der Kolonisation bei der Anwerbung vorherrschend und die Theilnahme an dem damals bereits in Aussicht stehenden Kriege gegen Rosas nur der Preis gewesen sein, welchen das kaiserliche Ministerium den angeworbenen Deutschen für die freie Uebersahrt und das versprochene Land bot, dann war die Zusammensetzung der Truppe eine wo möglich noch unglücklichere. Die Handwerker hatte sicherlich nicht das zweizwanzigtausendfünshundert Quadrat-Brassen große Stück Urwald gelockt, welches selbst die deutsche Schwärmerei sich nicht als ein zukünftiges Landgut auszumalen vermochte, und alte Soldaten mögen Alles werden können, kaum aber gute Kolonisten. Von den hamburgischen Butjes und den berliner Bummeln aber konnte man doch wohl niemals erwartet haben, daß sie nach Brasilien gegangen waren, um sich in fleißige Landbauer zu metamorphosiren und fern von allen Erinnerungen an die Civilisation, die einst sie umgab, für ihre möglichen Nachkommen Kartoffeln zu pflanzen!

Die Beförderung der Kolonisation durch eine militärische Werbung ist daher jedenfalls nur ein schöner Traum geblieben, ebenso wie die Kolonisation in Brasilien noch so lange ein eitler Wahn bleiben wird, als man in diesem Lande von dem Gedanken ausgeht, für noch so theures Geld, aber unter allen denkbaren Beschränkungen sich weiße Arbeiter kaufen zu können, seitdem der Handel mit Schwarzen unterbrochen worden ist. Hätte man die Truppe wenigstens zur Hälfte aus jungen und kräftigen holsteinschen Landleuten, statt aus Handwerkern, die aus allen Städten Deutschlands zusammengelassen waren, zusammensezen können, dann hätte die Landschaftung mit der nach Ablauf der Dienstzeit stipulirten Fortzahlung der Etape für noch ein ferneres Jahr allerdings einen

Sinn gehabt, die in Aussicht gestellte frühere Beurlaubung der Truppe im Lande selbst aber das glückliche Resultat einiger rasch aufblühenden Kolonien gewähren können. Unter den obwaltenden Umständen aber scheint selbst dem Organisator der Expedition, dem Herrn da Rego Barros, ein geringer Zweifel über den Werth dieses Landgeschenkes vorschwebt zu haben, da er den Flächeninhalt derselben merkwürdiger Weise viel geringer festgesetzt hatte, als es bei den gewöhnlich den Einwanderern geschenkten sogenannten Kolonieen der Fall ist.

Wenn demnach das unbedeutende Handgeld und der verhältnismässig noch geringere Sold das Entstehen einer geworbenen, einzig und allein um des Soldes willen dienenden Truppe, einer Soldtruppe im eigentlichen Sinne des Wortes, vollständig unmöglich, wenn sodann die Zusammensetzung derselben Truppe ihre Geneigtheit zur Kolonisation mindestens äußerst zweifelhaft mache, so war die Zugabe der preussischen Militärgesetze wohl nur eine Lockspeise gewesen, die bei ihrer Unanwendbarkeit auf Leute, von denen so mancher schon den ganzen Kursus derselben in Preussen durchgemacht hatte, und in einem Lande, wie Brasilien, sehr bald alle Verhältnisse verwirren musste. Zu ihrem Schrecken vermissten die Officiere in ganz Südamerika die spitzfindige Abstufung der preussischen Militär-Arrestlokale in strenge, mittlere und gelinde, ja sie konnten auf den Camps der Banda Oriental nicht einmal zu dem beliebten Auskunftsmitte greifen, den Strafbaren an einen „Baum zu binden“, da es eben in jenen weiten Gegenden keine Bäume giebt. Die Durchführung der preussischen Gesetze bei einem geworbenen Corps zeigte sich sehr bald als eine Chimaere, ihre Einführung bei einem für Brasilien geworbenen Corps aber war offenbar nichts anderes, als eine Lächerlichkeit.

Ob die Grundgedanken zu einem so überaus unpraktischen Kontrakte allein aus dem Kopfe des brasilianischen Abgesandten Herrn da Rego Barros hervorgegangen waren, oder ob auch deutsche Officiere an diesem Meisterwerke von Unbe-

stimmtheit und Unstinn gearbeitet hatten, mag gleichgültig bleiben; jedenfalls trifft der Vorwurf des unbeschreiblichsten Leichtsinns alle diejenigen, welche sich als Führer der Truppe ~~auf~~ denselben eingelassen haben.

Da indessen bei der total verfehlten Art und Weise der Werbung es möglich gewesen ist, daß diesen Officieren kein Einfluß auf die Stipulation des Kontraktes gestattet wurde, so hätten sie wenigstens vor ihrer Annahme die militärische Organisation der im Entstehen begriffenen oder bereits entstandenen Truppenkörper einer strengen Kritik unterworfen müssen. Statt dessen ließ man sich bei derselben im wahren Sinne des Wortes anführen.

Da im Kontrakte die brasiliianischen Soldverhältnisse als Norm aufgestellt worden waren, so mußte unwiderruflich die taktische und administrative Organisation der angeworbenen Truppe bis auf die geringfügigsten Details hinab denjenigen der gleichnamigen brasiliianischen Truppenkörper vollständig angepaßt werden. Wenn demnach in Brasilien Bataillone von durchschnittlich sechs- bis siebenhundert Mann in acht kleine Kompagnien getheilt sind und einen dieser Eintheilung analogen Etat von Officieren und Unterofficieren haben, dann weiß man wirklich nicht, welchen Namen man der Thatsthe gebrauchen soll, daß ein neunhundertfünfzig Mann starkes, geworbenes und zum größten Theile aus alten Soldaten bestehende Fremden-Bataillon, unter Annahme der brasiliianischen Soldverhältnisse und des brasiliianischen Etats, in nur sechs Kompagnien formirt worden ist. Die Annahme des preußischen Strafgesetzes und des preußischen Exercitiums sind hierfür nicht einmal Entschuldigungsgründe, da das letztere, auf die Eintheilung des Bataillons in vier Kompagnien berechnet, auf die in acht Kompagnien ebensogut, auf die in sechs aber gar nicht paßt, da endlich die Formation eines Bataillons zu sechs Kompagnien bereits überall als fehlerhaft anerkannt war. Für das deutsche Bataillon speciell hatte diese lächerliche Sparsamkeit den unberechenbaren Nachtheil, daß sie den vielen ehe-

maligen Unteroffizieren, welche als Gemeine in dasselbe eingetreten waren, also derjenigen Classe, welche einzig und allein mit Interesse Soldat war, alle und jede Verbesserung ihrer Lage abschnitt. Da alle diejenigen, welche als Cabos eingetreten waren, glaubten später sich betrogen, da bei den starken preußischen Kompagnien die Cabos zu den Inferiores gehörten und man in ihren Kontrakten den Namen Cabo durch Unteroffizier übersetzt hatte. So kam es denn z. B. vor, daß ein alter, langgedienter preußischer Unteroffizier sich als Cabo annehmen ließ und den Hauptmann der Kompagnie bat, seinen dreizehnjährigen Jungen als Tambour mitzunehmen. Als man später zur Bestimmung kam, fand sich, daß der Sohn einen höhern Sold als der Vater bezog!

Wenn also ein brasilianisches Bataillon von ca. sechshundert Mann einen Etat von mindestens siebenunddreißig Offizieren und eben so vielen Inferiores hat, so hatte man dem gleich besoldeten deutschen Bataillon, welches, wie erwähnt, über neunhundertfünfzig Mann stark war, nur neunundzwanzig Offiziere und eben so viele Inferiores gegeben! Das deutsche Bataillon aber bestand aus Weisen, aus Handwerkern, welche überall in Südamerika ein hohes Arbeitslohn zu erwarten hatten, aus alten Soldaten und ehemaligen europäischen Unteroffizieren, welche doch mindestens hoffen konnten, in Brasilien mit gleicher Münze wie in Europa bezahlt zu werden; endlich aus unruhigen Köpfen und lockern Gesellen, welche zusammengehalten sein wollten!! Das deutsche Bataillon war eine geworbene Truppe, welche doch irgend einen Vortheil in dem brasilianischen Dienste finden mußte!

Wenn man diese lächerlichste aller Dekonomien in Erwägung zieht, so kann man nur auf den Gedanken kommen, daß der weise Organisator der Truppe schon im voraus darauf gerechnet hat, die Desertion von vier- oder fünfhundert Mann werde das Gleichgewicht in diesem Missverhältniß der Untergebenen zu ihren Vorgesetzten schon von selbst ausgleichen. Er hat sich in diesem Punkte wenigstens nicht geirrt.

Da seine kühnsten Erwartungen müssen übertroffen worden sein, da der bei weitem größte Theil der deutschen Truppe sich nach und nach selbst aufgelöst hat. Mit achtundhunderttausend Thalern, welche die Truppe gekostet hatte, scheint das Experiment jedoch zu theuer bezahlt worden zu sein.

Eintausendachtundhundert Mann war, wie gesagt, Alles, was unter solchen kontraktlichen Verhältnissen Herr da Rego Barros in den sechs der Auflösung der holsteinschen Armee folgenden Monaten mühsam in Hamburg zusammenlesen konnte, wobei noch zu bemerken ist, daß von den Angeworbenen kaum zwei Drittheile jener Armee überhaupt angehört hatten. Es wurden nach und nach zwölf ganz gleiche Kompagnien gebildet, welche, nachdem sie die Stärke von hundertfünfzig Mann erreicht hatten, in See gingen. Jede dieser Kompagnien erhielt einen Etat von einem Hauptmann, einem Lieutenant, zwei Alferes, einem Feldwebel, zwei Sergeanten und einem Fourier, zwei Tambours, sechs Cabos, sechs Unspeçados und zwischen hundertdreißig bis hundertvierzig Gemeinen. Die sechs zuerst formirten Kompagnien bildeten das Infanterie-Bataillon, für welches der schleswig-holsteinsche Hauptmann v. Lemmers sich als Major, der Major v. d. Heyde aber ziemlich nach beendet Form als Oberstlieutenant und Kommandeur annehmen ließen. Die vier folgenden Kompagnien sollten Artillerie sein, und nach Art einer preußischen Artillerie-Abtheilung vier nach preußischem Systeme konstruirte Batterien bedienen, die beiden letzten Kompagnien endlich sollten, nach österreichischem Vorbilde, als eine Pontonier- und eine Train-Kompagnie einen Virago'schen Ponton-Brücken-Train mit sich führen.

Es schien, als ob Herr da Rego Barros geschworen hätte, Rosas durch die Summe aller neuern Erfindungen des europäischen Kriegswesens zu erdrücken! Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! oder vielmehr Herr Barros dachte in Hamburg so und Graf Garias in Amerika anders. Da die Macht des gefürchteten Diktators sich bereits als so hinfällig

zeigte, daß es nur einer großen Demonstration bedurfte, um sie zu stürzen, so konnte der weise brasiliianische Feldherr gern die Hülse der sogenannten preußischen Artillerie und der österreichischen Pontoniere verschmähen, und den Erfolg des unblutigen Feldzuges seinem eigenen Genie und der unübertrefflichen Lauffertigkeit seines glorreichen Exercito um so mehr anvertrauen, als er sich bei dem ganzen Aufzuge nur im zweiten Treffen aufzuhalten brauchte.

Freilich war auch die Zusammensetzung dieser sogenannten Artillerie- und Pontonier-Kompagnien keine solche, daß sie ein sofortiges Auftreten auf irgend einem Kriegsschauplatze, am wenigsten aber auf einem dem europäischen so unähnlichen erlaubte. Denn wenn das Infanterie-Bataillon noch zum bei weitem größten Theile aus gedienten Soldaten bestand, so konnte man dies von den übrigen Corps nicht sagen: unter den sechshundert Mann der Artillerie befanden sich kaum hundert ehemalige Artilleristen, unter den dreihundert Pontonieren keine zwanzig Leute, welche überhaupt jemals ein Ponton, geschweige denn ein Virago'sches, gesehen hatten. Aber der brasiliianische Kriegsminister, der, unter uns gesagt, kein Militär, sondern ein Professor der Mathematik ist, schien zu glauben, die deutschen Fürsten hätten nach Art ihres Vorfahren, jenes würdigen Kurfürsten von Hessen, abermals einige ihrer Truppen-Abtheilungen mit Sac und Pack nach Amerika verkauft. Sobald eine Ladung von Deutschen in Rio de Janeiro anlangte, wurde sie sofort mit dem nächsten Dampfer nach Rio Grande, die zuletzt gekommenen Pontoniere aber sogar nach Montevideo weiter befördert, um dort so rasch als möglich ihre Kunststücke zu produciren.

Der kurze Lebenslauf der in so fehlerhafter Weise kontrahirten und organisierten deutschen Truppenkörper beginnt mit der fast gleichzeitigen Ankunft der ersten Transportschiffe „Hamburg“ und „Danzig“ im Hafen von Rio Janeiro. Die ersten drei Kompagnien des Infanterie-Bataillons, welche sie über das Meer geführt hatten, bestanden ganz aus alten und ge-

dienten Soldaten; in den Reihen der dritten standen nahe an funzig ehemalige preußische und holsteinsche Unteroffiziere. Ihr Erscheinen in der Hauptstadt Brasiliens machte allgemein den günstigsten Eindruck und übertraf alle Erwartungen. Wenn auch einzelne unverbesserliche Säufer, wie dies nicht zu vermeiden gewesen war, sich unter ihnen bemerkbar machten, so bewahrte doch die große Mehrzahl eine anständige Haltung. Die eisernen Erinnerungskreuze auf der einfachen, geschmackvollen, der preußischen entlehnten Uniform bewiesen der kaiserlichen Regierung, daß sie diesmal kriegsgewohnte Soldaten, nicht aber auf den Straßen der großen Städte Deutschlands aufgelesene Bummler gekauft hatte. „Es sind alte Soldaten“, meinten bei ihrem Anblick die brasiliischen Offiziere, „man darf mit ihnen kein falsches Spiel treiben!“ Und in der That, die Regierung that Alles, um ihnen ihre Zufriedenheit zu erkennen zu geben.

In den gesunden Räumen des am Eingange des Hafens, am Fuße des ihn markirenden steilen Felsenfelses gelegenen Forts Praia Vermelha untergebracht, wurden sie auf das Beste versorgt. Durch die Auszahlung des Soldes und aller übrigen Kompetenzen seit der Einschiffung in Hamburg erhielt jeder einzelne Soldat eine nicht unbedeutende Summe Geldes in die Hand, welche ihm die Mittel gewährte, sich für die Langeweile der Seereise durch die Genüsse der Hauptstadt und ihrer romantischen Umgebung zu entschädigen. Weiße wollene Decken, neues Leinenzeug, Strohmatten für die Soldaten, Matratzen u. dgl. m. für die Offiziere wurden ausgetheilt, kurz Alles geschah, was man nur verlangen konnte. Der Kaiser selbst erschien in der Kaserne, um sich persönlich von dem Zustande der neuen Truppe zu überzeugen. Die Infanterie exercirte vor ihm, die wenigen mit den ersten Schiffen gekommenen Artilleristen mußten sogleich eine Schießprobe ablegen. Trotz der Neuheit aller Verhältnisse fielen diese Versuche ziemlich glücklich aus. Man war, wie gesagt, überzeugt, daß eine vollständig fertige Truppe plötzlich aus Deutschland

nach Brasilien herübergeschneit sei. Dieser Wahn war der erste Nagel zum Sarge der ganzen Expedition. Mit dem zum Oberbefehlshaber der Operationsarmee im Süden ernannten Marechal do Campo, Grafen von Caxias, gingen wenige Tage nach ihrer Ankunft die erste und dritte Kompanie unter dem Kommando des Hauptmann von Ehrenkreuz nach Rio Grande ab. Eine Vereinigung des Bataillons in der Hauptstadt und unter den Augen des Ministeriums, welches dasselbe engagirt hatte, war hierdurch unmöglich geworden. Mit acht brasilianischer Gedankenlosigkeit wurden die einzelnen Stücke desselben weitergeschleppt, sobald als ein neues Dampfboot zu ihrer Fortschaffung zurückgekehrt war. Der nahe bevorstehende Beginn der Invasion der Banda Oriental konnte diese Eile der deutschen Truppe gegenüber nimmer rechtfertigen. Da dieselbe zu spät für eine aktive Theilnahme an dem ersten Alte des beschlossenen Krieges engagirt worden war, da man ihrer voraussichtlich bei demselben auch nicht bedurste, so musste man ihr Zeit geben, sich durch Abwarten ihrer letzten Abtheilungen wenigstens kennen zu lernen und die etwaigen Fehler ihrer Organisation verbessern zu können.

Aber der „Godefroy“, welcher die vierte und fünfte Kompanie, sowie den Oberstleutnant v. d. Heyde und den Major v. Lemmers an Bord hatte, lief in demselben Augenblick in den Hafen von Rio de Janeiro ein, in welchem das Dampfschiff die erste und dritte Bataillons hinausführte. Man fand im Fort Praia Vermelha daher nur noch die zweite Kompanie, die des Hauptmann Hörmeyer, vor. Am 2. Juli ging auch diese Kompanie mit dem Major v. Lemmers ab, welcher das Kommando über alle in Rio Grande sich sammelnden Abtheilungen des Bataillons übernehmen sollte. Bereits am 6. Juli folgte ihm die vierte Kompanie unter dem Hauptmann Graf Herzberg nach. Am 8. desselben Monats brachte das Schiff „Colonist“ die sechste Kompanie unter dem Hauptmann Siber nach Rio de Janeiro.

neiro, und am 20. desselben Monats verließ schon der Oberst-lieutenant v. d. Heyde mit einem Theile derselben, sowie mit der fünften Kompanie die Hauptstadt. Am 8. August war endlich nach Ankunft des Restes der sechsten Kompanie und eines ersten Detaischements der Artillerie das ganze Bataillon, welches in der Hauptstadt bereits den Namen des funfzehnten der Infanterie und eine Fahne erhalten hatte, in Pelotas, der zweitgrößten Stadt der Provinz Rio Grande do Sul, vereinigt.

Der Stärke-Rapport dieser Tage enthielt folgende Zahlenverhältnisse.

Stab — Estado-maior e menor.

- 1 Oberstlieutenant und Kommandeur des Bataillons — Tenente-Coronel.
- 1 Major — Major.
- 1 Premier-Lieutenant und Adjutant — Tenente-Ajudante.
- 1 Seconde-Lieutenant und Secretär — Alferes-Secretario.
- 1 Auditeur mit dem Range eines Majors — Auditor-mór.
- 1 Oberarzt mit dem Range eines Kapitäns — Medico-mór.
- 2 Unterärzte mit dem Range eines Seconde-Lieutnants — Cirurgião.
- 1 Feldwebel-Adjutant — Sargento-Ajudante.
- 1 Feldwebel-Quartiermeister — Sargento-Quartel-Mestre.
- 1 Feldwebel-Apothecario — Sargento-Boticario.
- 1 Feldwebel-Actuarius — Sargento-Actuario.
- 1 Musikmeister — Mestre de Muzico.
- 1 Tambour-Major — Tambor-mór.
- 1 Sergeant-Büchsenmacher — Sargento-Espião-gardeiro.

1 Sergeant - Büchsenhämmer — Sargentos - Coronheiro.

16 Hautboisten — Muzicos.

2 Stabs - Hornisten — Pífanos.

Summa 8 Officiere und 26 Personen des Unterstabs.

In den sechs Kompanien:

Officiere — Officiaes.

5 Hauptleute — Capitães.

6 Premier - Lieutenants — Tenentes.

12 Seconde - Lieutenants — Alferes.

Unterofficiere — Inferiores.

6 Feldwebel — Primeiro - Sargentos — mit täglich fünfshundert Reis einfachem Sold.

12 Sergeanten — Segundo - Sargentos — mit täglich zweihundertsechzig Reis einfachem Sold.

6 Fouriere — Furries — mit täglich zweihundertzwanzig Reis einfachem Sold.

Gemeine — Praças (Bayonetas).

36 Cabos de Esquadra — Körporale — mit täglich hundert Reis einfachem Sold.

36 Anspeçados — Gefreite — mit täglich fünfundneunzig Reis einfachem Sold.

792 Soldados — Soldaten — mit täglich neunzig Reis einfachem Sold.

12 Tambores — Tambours — mit täglich hundertzwanzig Reis einfachem Sold.

Summa 23 Officiere, 24 Unterofficiere, 864 Gemeine und 12 Tambours.

Total: 957 Köpfe.

Gestorben waren während der Seereise und in Rio de Janeiro acht, desertirt am letzteren Orte aber bereits achtzehn Gemeine.

Der Gesundheitszustand war befriedigend, da sich trotz der veränderten klimatischen Verhältnisse und der langen See-reisen von neunhundertsebenundfünfzig Mann nur vierzig meist leicht Erkrankte in den Lazaretten von Rio de Janeiro und Pelotas befanden.

Als Officiere und Soldaten sich in der am Gonçalo-Strom angenehm gelegenen, ausblühenden Stadt Pelotas zum ersten Mal beisammen sahen, konnten sie mit ihrer äußern Erscheinung gegenseitig zufrieden sein. Die Officiere gehörten alle den gebildeten Ständen an und hatten ohne Ausnahme in der schleswig-holsteinschen Armee gedient, die Soldaten aber trugen längstens seit sechs Wochen die in Hamburg angefertigten Montirungsstücke, welche daher noch durchgehends den Schimmer der Neuheit hatten. Das Neuherrere des starken Bataillons ließ nichts zu wünschen übrig. Auch die Einwohner, welche anfangs mit Furcht der Ankunft der unbeliebten „Estrangeiros“ entgegengesehen hatten, waren mit denselben versöhnt.

Desto trautiger war es im Innern beschaffen. Das schlechte Benehmen des Major v. Lemmers, welcher bis zur Ankunft des Oberstlieutenants v. d. Heyde in Pelotas kommandirte, hatte daselbst bereits am 15. Juli den ersten größern Excess gegen die militärische Disciplin zur Folge gehabt. Seine gemeinen Schimpfworte und vor Allem die Neuerung, „die Leute seien alle in Europa dem Gesetz verfallen gewesen,“ hatten den Unwillen der Soldaten bis zum öffentlichen Tu-mult gesteigert und die Abläugnung des Gesagten ihn kaum vor thätlicher Mishandlung bewahrt. Nur den eifrigsten Bestrebungen der Officiere war es gelungen, die Ruhe wiederherzustellen; die Unterofficiere der dritten Kompagnie, d. h. sämmtliche Sergeanten, Cabos und Gefreiten derselben, aber waren mit jener Abläugnung nicht zufrieden gewesen, sondern erklärten, unter den Befehlen des Majors keinen Dienst weiter thun zu wollen. Sie wurden einige Tage später als Arrestanten nach Rio Grande geschickt, und eröffneten die lange

und ununterbrochene Reihe der „Prezios“ des deutschen Bataillons.

Das Gerücht dieses Excesses durchlief natürlich entstellt und weit übertrieben mit erstaunenswerther Schnelligkeit die brasilianischen Zeitungen. Jedem Einzelnen, der sehen konnte, hätten die Augen über die wahren Gesinnungen aufgehen müssen, welche die Bewohner des Landes der fremden Truppe gegenüber hegten. Dem Major v. Lemmers aber trug diese Gelegenheit den Namen eines „Valente“ ein, weil man ihm die rasche Beendigung des gefährlichen Aufstandes der gefürchteten „Estrangeiros“ zuschrieb. Nicht so günstig beurtheilte der am 30. Juli in Pelotas eingetroffene Bataillons-Kommandeur das Benehmen des Majors. Persönliche Feinde seit Holstein her, diente dieser Vorfall nur dazu, den Bruch zwischen den beiden Stabsoffizieren der Truppe vollständig zu machen. Der Major v. Lemmers aber hätte den kurzen Aufenthalt des Grafen von Carias in Pelotas wenigstens soweit benutzt, daß er bei diesem wichtigen Manne in Bezug auf die Verhältnisse der deutschen Truppe bereits einen gewissen Grad von Einfluß besaß. Auch hatte er die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, demselben bemerklich zu machen, wie schmerzlich es ihm, als dem an Dienstjahren ältern Officier, sein müsse, unter einem jüngern Bataillons-Kommandeur zu stehen. Zum Glück für ihn hatte Carias vor jenem Skandal die Stadt schon verlassen und war nach der Gränze abgegangen. Die Officiere der ersten Kompagnien, welche mit ihm die Reise von Rio de Janeiro nach Rio Grande gemacht hatten, waren von ihm mit äußerer Höflichkeit behandelt, dagegen zwei Officiere der früheren deutschen Truppen, welche gegenwärtig der Nationalgarde von San Leopoldo angehörten, der Oberstlieutenant Knorr und der Hauptmann Wildt, dem Bataillon zur Führung der Geld- und Oekonomie-Geschäfte zugethieilt worden. Da beide gerade in Beziehung auf Geldangelegenheiten sich in der ganzen Provinz eines wirklich mehr als schlechten Rufes erfreuten, der Oberstlieutenant

Knorr außerdem während des sogenannten Farappenkrieges nur solchen Dienstleistungen seinen Rang zu verdanken gehabt hatte, welche anderwärts eben nicht durch militärische Ehren belohnt zu werden pflegen; so verlor diese Zugabe, welche unter andern Umständen dem Bataillon nur von Nutzen sein konnte, sehr an ihrem Werth. Briefe verschiedener, in der Provinz ansässiger Deutschen bezeichneten jene beiden Herren als dem Bataillon beigegebene Spione, vor welchen gewarnt wurde. Die Folge dieser vielleicht wohlgemeinten Warnungen war indessen keine günstige, da beide Männer sofort auf eine wirklich brutale Behandlung der Officiere stießen und dadurch in ein feindliches Verhältniß zum Bataillon versetzt wurden. Aber die Unkenntniß der brasiliianischen Verhältnisse und die geringe Mühe, welche man sich in diesen für die Existenz der Truppe so wichtigen Tagen gab, zu vergessen, daß man sich weder in Preußen, noch selbst in Schleswig-Holstein befände, verhinderten jede Erkenntniß der wirklichen Lage. Raum war der Oberstleutnant v. d. Heyde in Belotas angelommen, so mußte man daran zweifeln, daß man den Aequator und den Meridian von Ferro überschritten hatte. Der große, ungepflasterte, theils mit Gras, theils mit Pfützen und siedendem Wasser bedeckte Platz dieses südamerikanischen Ortes ließ doch wahrlich keinen Vergleich mit dem Marktplatz einer kleinen preußischen Garnison zu, und doch begann auf dem so unähnlichen Boden dieselbe Komödie, welche so mancher der Theilnehmer bereits früher mitgespielt hatte.

Unlängbar bleibt es, die Zusammensetzung des Officier-Körps war eine nichts weniger als glückliche. Sie war dem Zufall überlassen gewesen, da der zum Kommandeur designirte Herr v. d. Heyde bis nach fast beendetem Bildung des Bataillons über die Annahme des Kommando's hing- und hergeschwankt, und sich demnach weder um die kontraktlichen Verhältnisse, noch um die militärische Organisation, noch selbst um die Annahme der Officiere gekümmert hatte. Einige der Officiere waren daher vom brasiliianischen Bevollmächtigten,

Herrn da Rego Barros, direkt angenommen worden, andere, hauptsächlich aus der Zahl der letzten schleswig-holsteinischen Fabrikation, waren mit dem Major v. Lemmers gekommen, der Rest endlich auf Empfehlung des nachherigen Oberstleutnant v. d. Heyde.

Schon die Art und Weise der Entstehung schloß den Begriff „Officer-Korps“ im preußischen Sinne des Wortes selbstredend aus. Der Begriff „Korps“ mußte die ganze Truppe vom Kommandeur bis zum letzten Soldaten umfassen, und das einzige moralische Bindemittel derselben mußte das Bewußtsein der Landsmannschaft, die Erinnerung an das gemeinsame Vaterland bleiben. Der einzige wahre und haltbare Kitt aber konnte nur die Einführung der strengsten und rücksichtslosesten Disciplin sein. Es konnte in der lockern, aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzten Masse keine Sonderung nach Rassen eingeschöpft werden, es durfte naturgemäß nur die strengste Sonderung nach militärischen Charakteren stattfinden. Herr v. d. Heyde aber war preußischer Garde-Officer gewesen, nur zögernd und nach wiederholtem Schwanken in brasiliische Dienste getreten. Er schämte sich offenbar dieses Schrittes, wurde von dem steten Gedanken geplagt, was wohl seine früheren Kameraden von ihm denken möchten, und kam daher nach Pelotas mit der seltsamen Chi-märe, der durch Werbung entstandenen Truppe ein preußisches Officer-Korps zu ostroyiren. Indem er eine gewisse Zahl der kontraktlich in Hamburg engagirten Officiere, welche in „sein Officer-Korps nicht hineinpaßten, von der Truppe entfernte, hoffte er seinen durch den brasiliischen Dienst möglicher Weise in Preußen kompromittirten Namen zu retten. Ein topfloseres Benehmen als dieses läßt sich unter den obwaltenden Umständen nicht denken. Den einzigen und allein durch das schlechte Benehmen des Major v. Lemmers hervorgerufenen Excess zum Vorwande nehmend, substituirte er die Officiere der ersten Kompanien sogleich durch andere von ihm mitgebrachte, und zerriß dadurch auch das schwache Band,

welches eine lange und gemeinsame Seereise zwischen Soldaten und Offizieren geschaffen hatte. Er substituirte ältere Offiziere durch jüngere in den Kommando's jener Kompagnien, ohne daß ihm die mehr oder minder großen Fähigkeiten der Einzelnen schon genau bekannt sein konnten, und suspendirte verschiedene andere ohne Weiteres vom Dienst, um über sie wegen ihrer europäischen Vergangenheit „preußische Ehrengerichte“ abhalten zu lassen.

Alles dieses geschah in Pelotas, einer bis dahin jedem Einzelnen unbekannten Stadt Südamerika's, wenige Stunden nachdem das Bataillon sich zum ersten Male beisammen sah, und zu einer Zeit, wo es jeden Augenblick den Befehl erwarten konnte, sich mit der zum Ueberschreiten der Gränze bereiten brasilianischen Armee zu vereinen. Es geschah in einer Zeit, wo jeder zur Organisirung und Ausbildung der neuen Truppe unbenußte Augenblick ein Verbrechen gegen die Existenz derselben war. Wir wiederholen es, die Zusammensetzung des Officier-Körps war keine gute. Ein Theil der ehemaligen preußischen Offiziere, welche als Hauptleute und Premier-Lieutenant's kontrahirt worden waren, hatten Schulden halber den Dienst ihres Vaterlandes verlassen und waren dann in die schleswig-holsteinsche Armee eingetreten, die untern Grade aber waren der Mehrzahl nach mit gebornten Schleswig-Holsteinern gefüllt, welche eben Alles, aber nicht Offiziere einer Werbetruppe sein mochten. Unbegreiflich aber bleibt es, wie ein solches Körps sich zu einem Ehrengerichte à la prussienne konstituiren sollte, um diejenigen Persönlichkeiten, trotz ihres mit der kaiserlichen Regierung gemachten Kontraktes, auszuschließen, welche Herr v. d. Heyde „wegen ihrer europäischen Vergangenheit“ als zu sehr kompromittirt ansah, um mit ihnen in Südamerika dienen zu können. Noch unbegreiflicher aber bleibt es, wie Herr v. d. Heyde selbst bei der oberflächlichsten Kenntniß der brasilianischen Verhältnisse erwarten konnte, daß die kaiserliche Regierung gleich nach Ankunft der in Hamburg angeworbenen Truppe seiner Chimäre zu Liebe die Hälfte der Hauptleute

und fast ein Stertheil der Lieutenants, deren Engagement ihr nicht unbedeutende Geldopfer gekostet hatte, durch andere ersehen und sich dadurch neue Lasten aufzürden würde. Begreiflich genug ist es daher, daß das Experiment der Einführung „preußischer Ehrengerichte“ schon fehlschlug, als das Officier-Corps über den des Vergehens „aus Sr. hannöverschen Majestät Diensten Schulden halber entlassen worden zu sein“ angeklagten Lieutenant v. Kahlden Recht sprechen sollte. Begreiflich aber ist es auch, daß schon der Versuch der Aufführung alter europäischer Geschichten auf südamerikanischem Boden der Unlaß zu gegenseitigen persönlichen Beschuldigungen werden mußte, welche Schritt für Schritt zu immer größerer Feindseligkeit und schließlich zu einem Zustande der vollständigsten Demoralisation führen mußten. Das unkluge Benehmen des Herrn v. d. Heyde beschleunigte diesen raschen Verfall. Statt nämlich nach dem Fehlschlagen seiner romantischen Ehrenprojekte dieselben ganz aufzugeben und sich sofort auf den einzigen wahren und seiner würdigen Standpunkt des selbstständigen Kommandeurs zu stellen, verließ er diesen Standpunkt gänzlich und legte ohne Weiteres und als ob dies unter den obwaltenden Verhältnissen nur so ginge, das Kommando nieder. Sein Adjutant, der Auditeur, der Oberarzt, ein Hauptmann und ein Lieutenant folgten seinem Beispiel, weil es ihren Begriffen von Ehre zuwider sei, in einem Officierkorps zu dienen, welches mit „dem“ oder „jenem“ dienen wolle. Die Verwirrung der Begriffe, welche hierdurch entstand, läßt sich in keine Worte fassen; die Folgen aber, welche solche Zustände auf die Disciplin und den Geist der so eben erst zusammen gekommenen Truppe äußern mußten, ließen bereits in jenem Augenblicke, wo man noch nicht mit den Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatte, welche aus der Verührung mit brasiliischen Behörden später entstanden, die trübsten Ahnungen für die Zukunft entstehen.

Der Major v. Lemmers übernahm das ihm eigenmächtig übergebene Kommando vorläufig nur dem Namen

nach, da er wohl wußte, daß es ihm sehr bald ganz zufallen müßte, jetzt aber der günstige Augenblick noch nicht gekommen war. Es wußte daher vierzehn Tage lang Niemand, wer eigentlich kommandire, und der in Folge der oben erwähnten Exesse vom Oberstlieutenant v. d. Heyde gleich nach seiner Ankunft in Pelotas proklamirte Belagerungszustand, einem zweiten preußischen Experiment auf dem dafür unempfänglichen brasilianischen Boden, war vierundzwanzig Stunden nach seiner Einführung bereits völlig in Vergessenheit gerathen. Er hatte nichts Anderes bewirkt, als seinem Urheber den Namen des „Rei da Prussia em Pelotas“ einzutragen.

In solchem Zustande wurden die einzelnen Abtheilungen des Bataillons zwischen dem 10. und 16. August auf den kleinen Rio Grandenser Dampfschiffen abermals eingeschiffet und den Mirim-See aufwärts nach der Grenzstadt Jaguarão transportirt. Da man über den eigenen inneren Streitigkeiten verabsäumt hatte, sich auf diese eine Reise vorzubereiten, da in jenem Augenblick ein eigentliches Bataillonskommando außerdem nicht existirte, so durfte es nicht Wunder nehmen, daß für die Verproviantirung wenig oder keine Sorge getragen war, und da unglücklicher Weise die Barre des Gonçalo-Stromes in jenem Augenblick seichter als gewöhnlich war, die Fahrt verschiedener Fahrzeuge daher ungewöhnlich verzögert wurde, so hatten die deutschen Soldaten hier ihre erste mehrtägige Hungerprobe zu bestehen. Dennoch trafen Alle bis zum 20. desselben Monats glücklich in Jaguarão ein, wo sie, da man immer noch keine Zelte besaß, in verschiedenen halb zerfallenen alten Hütten und Häusern kümmerlich untergebracht wurden. Die Erinnerung an die schönen holsteinischen Marschquartiere wurde durch diesen Kontrast um so lebhafter geweckt, als bereits der letzte Wingtim der in Rio Janeiro empfangenen Gelder in den Wirthshäusern von Pelotas geblieben war. Der Handel mit den empfangenen kaiserlichen Montirungsstücken, ja selbst mit den eigenen Kontrakten begann.

Da, wie gesagt, weder Zelte, noch auch Patronen vorhanden waren, eine Vereinigung des Bataillons mit der einige Leguas aufwärts des Flusses im Lager stehenden Division des Brigadeiro Fernández vor Beschaffung dieser beiden Hauptgegenstände nicht möglich war, so blieb der um Jaguarão vereinigten Truppe eine werthvolle Zeit von fast vier Wochen, um sich auf den Einmarsch in das weite, obere Kampland der Banda Oriental vorzubereiten. Zelte zwar und Patronen wurden endlich angefertigt, im Uebrigen aber nichts in den Zuständen des Bataillons geändert. Der Oberstlieutenant v. d. Heyde hatte freilich den Fehler eingesehen, welchen er durch die willkürliche Niederlegung des Kommandos begangen hatte, und dasselbe wieder übernommen, aber das Vertrauen zu ihm war durch jenen unklugen Schritt bei Officieren und Soldaten auf das Tiefste erschüttert worden, und durch sein intimes, ausschließliches Zusammenleben mit einem Theile des Officierkorps im Gegensahe zu seinem abstoßenden, ja feindseligen Benehmen gegenüber dem andern, seine Autorität als Kommandeur verloren gegangen. Indem er sich ganz dem Einflusse seines Adjutanten, des Br.-Lt. Köhler, eines ehemaligen holsteinschen Advokaten, hingegessen zu haben schien, hatte er in Verfolgung seiner fixen Idee, nämlich der Entfernung verschiedener Officiere aus dem Corps, sich bereits mit Klagen an den in S. Anna bei der Hauptkolonne befindlichen General en chef, Grafen Carriá, gewendet und hierdurch seine eigene Unabhängigkeit, sowie die Selbstständigkeit der ganzen deutschen Truppe seiner Laune zum Opfer gebracht. In der Erwartung dieser höheren Entscheidung verging der Aufenthalt in Jaguarão, über welchen eigentlich wenig weiter zu sagen ist, als daß die Officiere sich mit den dortigen billigen Pferden beritten machten, und daß einzelne es bald zu dem Besitz von förmlichen Heerden brachten, mit dem Einsangen derselben, mit Spazieren-Reiten und Wettrennen so viel zu thun hatten, daß sie der Truppe fast ganz zu vergessen schienen.

Unerwähnt jedoch darf nicht bleiben, daß der Bataillons-Kommandeur plötzlich gewahrte, die preußischen Helme seien zu schwer für das südliche Klima, und sie daher dadurch zu erleichtern suchte, daß er die Spangen in das Depot verbannte und die Wappenschilder im Tornister zu tragen befahl. Das schöne Kunstwerk des Königs von Preußen sank daher zur lauten Entrüstung der Bewohner Jaguarão's, welche wie alle Brasilianer das Blanke lieben, zu einer Art Feuer-eimer herab, welchen man vergeblich durch Kaktusstauden und sonstiges Buschwerk zu schmücken suchte. Da die ihres Haltes beraubten ledernen Köpfe überdies sehr bald ganz auseinander gingen, die Wappenschilder aber auf dem Marsche verloren wurden, so blieben die Spangen, an welche doch auch die hier nichts verschönenende Spitzbüberei sich nicht zu wagen schien, als eiserner, ja man kann sagen, sehr bald als einziger Bestand im Depot des deutschen Bataillons übrig.

Jaguarão selbst ist der Stapelplatz des Gränzhandels, war damals durch das Zusammenströmen zahlreicher flüchtiger castilhanischer Familien, sowie als Ausgangspunkt der linken brasilianischen Invasionsskolonnen sehr belebt, und ist auch neuerdings durch den daselbst auf die unverschämteste Weise betriebenen Schmuggelhandel in fortwährendem Steigen geblieben. Das Neuhäre freilich ist das jeder südamerikanischen Stadt, mit ihren geradlinigten, meistens rechtwinklich sich durchschneidenden, ungepflasterten, abwechselnd mit Pfützen und Feldsteinen bedeckten Straßen, mit ihren unzusammenhängenden Häuserreihen, weitläufigen Plätzen, halbausbgebauten Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden. Thore sind hier ein eben so ungeliebter Luxus, wie der leiseste Versuch eines Straßenpflasters; Pferde und Ziegen weiden daher freundschaftlichst neben einander, überall da, wo der geringste Graswuchs sich zeigt, eine Meute von Hunden aber verfolgt den Unglücklichen, der sich ohne Peitsche aus seinem Hause wagt.

Der Handel ist, wie sich denken läßt, die Hauptader, vielmehr die einzige Beschäftigung der 5 bis 6000 Einwoh-

ner, und man kann sagen, daß von drei der einstödigen Häuser sicherlich zwei einen Kaufladen (venda) enthalten. Auf dem rechten Ufer des hier gewiß zweihundert Fuß breiten gleichnamigen Flusses liegt der montevideische Flecken Atredonda, welcher in seiner einzigen langen Straße eine ganze Reihe von Vendas aller Art enthält. Die Bewohner des Kamps kommen in beiden Orten von der rechten, wie von der linken Seite zusammen, verkaufen daselbst die Felle des geschlachteten Vieches und kaufen sich ihre Bedürfnisse ein.

Zu jener Zeit, es war im August des Jahres 1851, war man in Jaguarão noch sehr ungewiß über den Ausgang des bevorstehenden Streites. Zahlreiche Ueberläufer aller Klassen und aller militärischen Grade bewiesen zwar, daß die Macht Dribé's im Sinken begriffen sei, aber man traute diesen Anzeichen dennoch so wenig, daß, wie schon früher erwähnt, die unaufgeklärte Nachricht des Ueberfalls einer brasiliianischen Kavalkade durch feindliche Reiter Stadt und Umgegend weit hin in Alarm versetzte. Auch das deutsche Bataillon wurde aus seiner tiefen Ruhe geschockt und fühlte zum ersten Male, daß es wirklich zur Bekämpfung irgend eines bisher noch ungekannten Feindes in die Schranken zu treten gerufen werden könnte. Die erste, zweite, fünfte und sechste Kompanie überschritten auf Böten nach und nach den Fluss, schlugen jenseits bei der Redonda ein Zeltlager auf, stellten Vorposten aus und machten sich auf einen Angriff des Dribeschen Dionysios gefaßt, welcher mit seinen Scharen in dem etwa achtzehn Leguas entfernten Flecken Cerro Largo hauste. Auch der Bataillonskommandeur kam herüber, und ein Vertheidigungsplan wurde entworfen, bei dem sogar die auf dem Flusse stationirte brasiliianische Kriegs-Batache ihre Rolle mitspielen sollte!

Es war, man darf sagen, der einzige kriegerische Augenblick, welchen das deutsche Bataillon während der ganzen Dauer des unblutigen Feldzugs erlebt hat. Zu seinem eigenen Unglück war es nur ein blinder Zärm! Das geringste

Ernstgesecht hätte den Streitigkeiten über „Ehre“ wahrscheinlich sehr rasch ein Ende gemacht.

Am 16. September, also kurz nach diesem Vorfalle, traf endlich mit dem Marschbefehl auch die Antwort des General en Chef, Grafen Carias, auf die vom Oberstlieutenant v. d. Heyde an ihn gerichteten Klagen ein. Dieselbe war von S. Anna den 29. August datirt, an den Brigadier Fernández gerichtet, und lautete kurz folgendermaßen: „Da mich in einem von Pelotas datirten Schreiben der Kommandeur des funfzehnten Bataillons um Maßregeln gegen mehrere Officiere seines Bataillons bittet, welche, wie er sagt, sich nicht so betragen haben, wie sie sollten, so werden Sie, wenn Sie die Gründe, welche er anführt, der Beachtung werth halten, diese Officiere sofort vom Bataillone trennen, und sie dem Kommandanten von Rio Grande zufinden. Ebenso werden Sie mit jedem Andern verfahren, dessen Ge- genwart im Korps der Disciplin präjudicirlich ist.“

Dies war die erste Bekanntschaft, welche das deutsche Offizierkorps mit seinem Obergeneral machte. Offenbar hatte Graf Carias das Schreiben des Herrn v. d. Heyde entweder gar nicht gelesen oder nicht verstanden, sondern gesglaubt, einige Officiere hätten sich bereits schlecht betragen, revoltirt u. d. m. Der Brigadier Fernández aber hielt es eben so wenig für nöthig, den gekauften Estrangeiros gegenüber sich mit dem „Prüfen von Gründen“ einzulassen, sondern schrieb einfach, daß der Bataillons-Kommandeur diesem Befehle des kommandirenden Generals zu Folge alle Officiere in Jaguaraó und Rio Grande zurücklassen möchte, welche der Erhaltung der Disciplin hinderlich wären.

Die kühnsten Erwartungen des Herrn v. d. Heyde mußten übertroffen sein. Er befand sich plötzlich in der Lage, sich Alles dessen zu entledigen, was ihm hinderlich schien, und that dieses in dem Maße, daß nicht weniger als drei Hauptleute, zwei Pr.-Lieutenants und fünf Sec.-Lieutenants unter verschiedenen Vorwänden in dem Augenblicke zurückblieben,

als das Bataillon die brasillianische Gränze überschritt. Die Mehrzahl derselben wurde dem Befehle gemäß nach Rio Grande geschickt, und fungirten daselbst zu ihrem größten Staunen auf der Liste der Prezios, andere sollten beim Depot in Jaguarão verbleiben, nur einer war wirklich frank.

Man kann sich denken, welchen Einfluss diese Maßregel auf die Stimmung der lockern Truppe ausüben mußte. Allgemein drückte sich bereits unter den Soldaten die Überzeugung aus, daß ihre ganze Unternehmung eine verfehlte wäre. Laut aber sprachen die in Jaguarão wohnenden Spanier und Franzosen ihre Missbilligung solcher Maßregeln aus, und fanden in denselben nur einen neuen Beleg zu dem geringen National-Bewußtsein, welches unter den Deutschen herrschte, während die eigentlichen Brasilianer mit hämischer Freude diesen innern Verfall ihrer ungewünschten Gäste bemerkten.

Noch größere Freude aber gewährte es dem Major v. Lemmers, daß sein unmittelbarer Vorgesetzter sich so blindlings ins Verderben stürzte. Er that daher durchaus Nichts, um die übeln Folgen dieser Maßregel zu mildern, sondern machte im Gegentheil jedwede Vermittelung unmöglich. In unbegreiflicher Verblendung hatte der Oberstleutnant v. d. Heyde unterlassen, die ihm vom kommandirenden General ertheilte unbeschränkte Vollmacht auf diesen, seinen einzigen Feind, dessen Absichten er doch damals schon errathen konnte, anzuwenden.

So marschierte denn endlich am 17. September Nachmittags das Bataillon mit zwei Stabsoffizieren, zwei Hauptleuten, vierzehn Lieutenants, drei Doktoren und siebenhundert fünf und neunzig Mann von Jaguarão ab. Drei Hauptleute, sieben Lieutenants und hundert zwei und vierzig Mann blieben als Kranke, Invaliden, Arrestirte und Vergessene in den Städten Jaguarão, Pelotas und Rio Grande zurück. Wir wollen später auf diese zurückgelassenen, sowie auf die übrigen deutschen Truppentheile zurückkommen, jetzt aber das Bataillon auf seinem Marsche verfolgen.

Der etwa achtzehn Leguas lange Weg von Jaguarão nach

dem kleinen orientalischen Flecken Cerro Largo läuft in seiner ersten Hälfte längst der rechten Thalhöhle des sehr bald nicht mehr schiffbaren Jaguarão's fort und wendet sich dann links über ein hügeliges steiniges Bergland dem parallelen Flussthale des Chay zu. Da auf der ersten Hälfte dieses Weges der lehmige Boden von zahllosen tiefen Pfützen, Wasserrissen und kleinen oder größern Bächen durchschnitten ist, so hatten die deutschen Soldaten gleich Anfangs Gelegenheit, Vergleiche zwischen den europäischen und südamerikanischen Märschen anzustellen. Bei der offensbaren Lockerheit, in welcher sich das Bataillon befand, der Ungewöhnlichkeit des Marschirens überhaupt und der Schwäche, welche eine lange Seereise und das veränderte Klima bei jedem einzelnen zurückgelassen hatte, durfte es nicht befremden, daß bei Einbruch der Dunkelheit trotz aller Anstrengungen noch keine Legua zurückgelegt worden war. Bei der Ermüdung dachte Niemand an ein Aufschlagen der auf einer Karrete nachgefahrenen Zelte, und bemerkte sorglos noch nicht, daß hier nicht, wie in Europa, Holz zum Kochen geliefert wird, sondern jeder sich sein Feuerungsmaterial selbst suchen muß. Auch an den folgenden Tagen machte man noch keine viel bedeutendere Fortschritte, Mulas und Pferde der Officiere waren theilweise während der Nacht davongegangen, und die Soldaten fanden, daß trotz des fortgesetzten Verkaufs ihrer Sachen die Tornister doch noch zu schwer gepackt waren. Die Marschroute des Bataillons war daher mit Dingen aller Art wie besät. Erst am siebenten Tag erreichte man nach einem starken Marsche das Lager der Division Fernandez, mit der man zwei Tage später vor Cerro Largo eintraf.

Von einer feindlichen Berührungen war hierbei überall nicht die Rede, da die Chefs der gegenüberstehenden Oribesten-Schaaren von der mit dem General Urquiza abgeschlossenen Transaktion wahrscheinlich schon Kenntniß hatten, und daher, ihre Leute entlassend, sich theils in das brasilianische Lager begaben, theils selbst in ihre Heimath gingen.

Dennoch entstand hierdurch ein mehrtägiger Aufenthalt in der Nähe von Cerro Largo, welcher zumal den deutschen Soldaten sehr willkommen war.

Cerro Largo, auf den Landkarten gewöhnlich unter dem Namen „Mello“ figurirend, ist ein kleiner, übrigens nicht unfreundlicher, offener spanischer Flecken, am Fuße des mit einem alten Fort gekrönten gleichnamigen Bergkegels. In den früheren Kriegen hatte es eine nicht unwichtige Rolle gespielt, diesmal wird es den Officieren wegen eines daselbst entdeckten, nicht übeln Wirthshausen im Gedächtnisse bleiben. In dieser Hinsicht ist es eine wahre Oase in der Wüste geworden. Denn von hier aus läuft die Straße nach Montevideo durch das gleichmäßigte wellenförmigste Kampfland auf der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Lagoa Mirim und des Rio Negro (also des Rio Grande und Rio de la Plata) fast sechzig Leguas fort, bis man zu den ähnlichen Flecken Florides, Canelones oder S^a. Lazio gelangt, und man kann wirklich zufrieden sein, wenn man an jedem Marschtag dieser weiten Strecke in der Nähe oder Ferne auch nur eine ärmliche Hütte entdeckt. Wirkliche Estancien, d. h. größere Gehöfte, waren kaum drei oder vier zu bemerken. Die gehört einem Engländer, eine andere einem Deutschen, welche bitter über die Verluste klagten, die ihnen der langjährige Bürgerkrieg in der Banda Oriental zugefügt hatte.

Dies war also der Weg, welchen das deutsche Bataillon vereinigt mit der fünften brasilianischen Division im Laufe des Oktober-Monats verfolgte. Die Eintönigkeit desselben, verbunden mit dem Missmuth, welcher bereits sich aller Gemüther bemächtigt hatte, der Umstand, daß kein einziges kriegerisches Ereigniß den gesunkenen moralischen Zustand wieder zu heben vermochte, brachte die ohnehin lockere Truppe immer mehr herunter. Nur die Einführung einer rücksichtslosen Disciplin hätte der wachsenden Auflösung Einhalt thun können. Von einer solchen aber war in allen Kompagnien keine Spur. Die meistens ganz jungen Kompagnieführer dachten

mehr an ihre Pferde, als an ihre Leute, ennuirten sich selbst höchst über die uninteressante Reise und ließen laut genug ihre Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen hören. Die Stellung des Oberstleutnants v. d. Heyde zu dem Brigadeiro Fernandes aber war mit jedem Tage schroffer und unhaltbarer geworden. Wie bereits erwähnt, waren zwei deutsche Officiere der National-Garde von S^o Leopoldo, der Oberstleutnant Knorr und der Hauptmann Wildt dem Bataillon als Rathgeber, Dollmetscher, vielleicht auch als Spione attachirt worden. Die unkluge, rücksichtslose Behandlung, welche sie von Seiten des Bataillons-Kommandeurs und des größeren Theils der übrigen Officiere erfuhr, hatte dieselben zu um so gefährlicheren Feinden gemacht, als der Major v. Lemmers, welcher gewöhnlich unbeschäf tigt hinter oder neben der Truppe heritt, sich mit ihnen zum Sturze des Oberstleutnants verband. Als die heftigen Klagen der nach Rio Grande geschickten, und in Folge der v. d. Heyde'schen Ehrenprojekte wegen ihrer europäischen Vergangenheit in Brasilien Prezios gewordenen Officiere die ganze Schwäche des Officierkorps aufdeckten, als endlich der offenbar schlechte Zustand des Bataillons laut Zeugniß gegen seinen Kommandeur abzugeben schien. Zu alle diesem aber gesellte sich noch ein unerhörter und unverantwortlicher Mangel an Lebensmitteln. Denn obgleich die ganze Division Fernandes incl. des deutschen Bataillons fünftausend Mann kaum überstieg, obgleich dieselbe sich auf der Hauptoperationslinie befand, und den lebhaftesten Handelsort Jaguarão mit seiner ganzen Schifffahrtsverbindung hinter sich hatte, so begann es doch schon bei Cerro Largo an Lebensmitteln zu fehlen; der Schiffszwieback hatte bereits früher aufgehört, aber auch Farinha-Mehl und Salz wurde bald in so gerin gen Quantitäten verabreicht, daß man sagen kann, die Truppe war fast drei Wochen hindurch einzig und allein auf das frische Fleisch der auf der Stelle geschlachteten Ochsen angewiesen.

Der Grund einer solchen Erscheinung läßt sich nur in

der Infamie brasilianischer Verhältnisse finden. Da nämlich die Chargen des Feld-Kommissariats nur eben für die Zeit des Feldzuges von Privatpersonen, Lieferanten u. d. m. durch die Gunst des jedesmaligen kommandirenden Generals besetzt werden, so ist es nicht zu verwundern, daß dieselben ihre Stellen nur als Mittel betrachten, mit leichter Mühe so gute Geschäfte als möglich zu machen. Das Wohl der Truppe, oder der militärische Zweck der Operationen sind natürlich solchen Leuten böhmische Dörfer; Geschäfte machen ist ihr einziges Streben und über die Wahl der Wege irgend welcher Skrupel gar nicht denkbar. So geschah es denn auch, daß der General-Kommissär der dritten Division, ein alter, sehr reizhafter, ehemaliger Farappen-Häupling, der Meinung war, ihm sei viel zu spät erst die Lieferung zugeschlagen worden, als daß er sich hätte gehörig versehen können, und daher nur mit 4 beladenen Karrenen sich bis Cerro Largo der Division anschloß! Die mehr als homöopathische Verpflegung der Truppen auf dem langen Marsche aber hinderte natürlich nicht, daß der Regierung die vollen Rationen angerechnet wurden, und der Überschuß in den Taschen des Brigadiers und des General-Kommissarius verschwunden ist. Wenn so nach von einer Verpflegungs-Einrichtung nicht viel mehr als der Schatten vorhanden war, so hatte man irgend Etwas, was einem Feldlazareth glich, gänzlich für überflüssig gehalten.

Solche Verhältnisse waren natürlich nicht geeignet, den moralischen Zustand des deutschen Bataillons zu heben. Die durch das ungewohnte Klima und die noch ungewohntere Lebensweise geschwächten Soldaten schleppten mühsam sich durch das monotone, menschenleere Land hin und verwünschten den Augenblick des Leichtsinnes, der sie in brasilianische Dienste geführt hatte. Die Stellung des Oberstleutnants zu dem Divisions-General war nach Allem diesem sehr bald eine vollkommen feindselige geworden, und die Truppe mußte durch kleinliche Chikane für diese Stellung mithüßen. Die Rolle

aber, welche unter solchen Umständen der zweitälteste Officier des Bataillons, der Major v. Lemmers, zu spielen begonnen, war eine so ehrlose, als nur der schmugligste Geiz und die niedrigste Gewinnsucht hervorrufen kann. In der ausgesprochenen einzigen Absicht nach Brasilien gegangen, um das selbst rasch so viel Geld als möglich zu gewinnen, hatte er bald bemerkt, daß die Erringung des Kommandos des deutschen Bataillons der sicherste Weg zur Befriedigung seiner Wünsche sein würde, und die unzweifelhaften Fehler des Oberstlieutenants v. d. Heyde hatten ihm die Erreichung dieses Ziels bereits in sichere Aussicht gestellt. Durch die Zurücklassung einer so großen Zahl von Officieren und deren Klagen war die Integrität der deutschen Truppe gegenüber den brasilianischen Behörden verloren gegangen, durch die unkluge Behandlung der dem Bataillon attachirten eigentlichen brasilianischen Officiere waren um so gefährlichere Feinde geschaffen worden, als sie dennoch eben der Sprache wegen immer wieder gebraucht werden mußten. Durch die unpraktische Ernennung einiger jungen Leute von Familie zu Kadetten hatte man allen alten Unterofficieren vor den Kopf gestoßen, durch die geringe Mühe endlich, welche man sich um Einführung einer rücksichtslosen Disciplin gegeben hatte, die Truppe aus der Hand verloren. Alles dieses benutzte der Major v. Lemmers. Er ließ bei passenden Gelegenheiten den Soldaten hören, daß die Schuld ihrer Leiden nur der Oberstlieutenant v. d. Heyde trüge, machte denjenigen Feldwebeln und älteren Unterofficieren, welche Einfluß in den Kompagnieen besaßen, Versprechungen für die Zukunft, und intriguerte durch die genannten: Hauptmann Wildt und Oberstlieutenant Knorr bei den brasilianischen Behörden.

Bon vielen Beispielen nur eins! Einige der jüngern Kompagnieführer, welche wahrscheinlich etwas von den in den brasilianischen Kompagnieen eingeführten pracas mortas, d. h. nur in der Gehaltsliste vorhandenen Leute, gehört hatten, machten im Einverständniß mit ihren Feldwebeln, oder viels-

mehr von denselben dazu bereitet, um ihre Kompagnie-Hantwerker u. d. m. zu bezahlen, den Versuch, einige Leute mehr zu führen, als sie wirklich hatten. Sogleich wurde dies von denselben Feldwebeln, die allein Nutzen davon gezogen hatten, dem Major v. Lemmers hinterbracht und von diesem als ein Argument gegen den wirklichen Bataillonskommandeur weiter befördert.

So kam dann endlich in den letzten Tagen des Oktober das Bataillon mit der dritten Division in der Gegend von S^a Luzia an und vereinigte sich daselbst mit der unter des Grafen Carias persönlicher Führung bereits früher eingetroffenen ersten und zweiten Division der Armee. Kaum aber bemerkten die deutschen Soldaten, daß sie in bewohntere Gegenden gekommen waren, kaum hörten sie, daß Montevideo nur noch zwölf bis fünfzehn Leguas entfernt sei, als die Desertion massenhaft begann. In den der Ankunft bei S^a Luzia folgenden Nächten verschwanden nahe an achtzig Mann mit Sack und Pack, von denen indessen kaum die Hälfte Montevideo erreichte, während die übrigen, welche sich eine Zeit lang hier und da bei den Bewohnern des Landes versteckt hielten, nach und nach von der brasiliianischen Kavallerie halbnächtlich wieder aufgesangen wurden. Eine weitere Desertion wurde hierdurch, sowie durch die getroffenen strengen Maßregeln unmöglich. Während dessen hatte der Oberstlieutenant v. d. Heyde sich zu dem kommandirenden General Grafen Carias begeben, der damals sich, wie früher erwähnt, für seine Person in Montevideo befand. Von allen Seiten verklagt und verläumdet, seine Truppe der Auflösung nahe, konnte der Empfang des Oberstlieutenants v. d. Heyde kein angenehmer sein, und sein persönlich brüskes, nichts weniger als einschmeichelndes Benehmen müßte dem Grafen Carias gegenüber zu einer, vielleicht von beiden Seiten gleich gewünschten Dienstauspension führen, welche den Major v. Lemmers endlich an das Ziel seiner Wünsche, d. h. das freilich vorläufig nur provisorische Kommando des Bataillons brachte. Herr v. d. Heyde

war ein Ehrenmann, dies wird ihm Niemand bestreiten, aber für Brasilien und als Kommandeur eines geworbenen Korps passte er nicht. Unzweifelhaft hatte er zwei große Fehler begangen, indem er einmal, statt sich über das gemischte Officierkorps zu stellen, sich in dasselbe begab, und dann, daß er es verabsäumte, von vorne herein eine rücksichtslose Disciplin in der aus so verschiedenen Elementen bestehende Truppe einzuführen.

Während der Zeit, welche das sogenannte funfzehnten Bataillon in Jaguarão und auf dem Marsche nach der Umgegend von Montevideo zubrachte, waren auch die zur Bildung des zweiten reitenden Artillerie-Regiments und eines Pontonirkorps angeworbenen sechs Kompanieen nach und nach von Rio de Janeiro nach der Provinz Rio Grande weiter befördert worden. Nahe an sechshundert Mann der Artillerie sammelten sich daher nach dem Abmarsche des Bataillons in Pelotas, woselbst sie, da man ihnen vorläufig weder Geschüze noch Pferde gab, eine Zeit lang ein ganz beschauliches Leben führten. Da indessen die wenigen, bis dahin beim Corps befindlichen Officiere ohne jene beiden Hauptfordernisse des Artilleriewesens ihre Leute nicht hinreichend beschäftigen konnten, so war es nicht zu verwundern, daß die nur zum kleinsten Theil aus Artilleristen, größtentheils aber aus Rekruten bestehende Truppe in jener Stadt zu keiner Festigkeit gelangen konnte. Da der eigentlich zum Kommandeur derselben bestimmte Oberstlieutenant v. Held erst später in Hamburg engagirt wurde, der Major v. Brodenhaus aber frank in Rio de Janeiro zurückgeblieben war, und also der Hauptmann Zahn, als ältester vorhandener Officier, das Kommando führte, so konnte es nicht fehlen, daß ein dem Corps in derselben Eigenschaft, welche bei der Infanterie der Oberstlieutenant Knorr bekleiden sollte, zugetheilter brasiliäischer Major a. D., Mallet, ein geborner Franzose, an die Möglichkeit dachte, daß hier für ihn sich ein einträglicher Posten aufthäte. Derselbe war indessen schon im September wieder

aus Pelotas verschwunden, hatte mit einem Paar brasilianischen Geschützen das deutsche Bataillon auf dem Marsche nach Montevideo begleitet, und kam erst in den ersten Tagen December mit der Vollmacht des Obergenerals nach Rio Grande, ein oder zwei Batterien der deutschen Artillerie zur See nach Colonia do Sacramento zu senden. Die Langeweile einer solchen dreimonatlichen gezwungenen Unthätigkeit in Pelotas gab sich denn auch sehr bald in zahlreichen Desertionen kund, von denen eine dadurch bemerkenswerth war, daß sie in einer ganzen Eskadron von zwölf bis funfzehn Mann stattfand, welche bewaffnet mit Säbel und Pistolen unter Führung eines Bombardiers den seltsamen Gedanken gesäßt hatten, in das Innere der Provinz zu ziehen. Da dieser Deseritions-Fall doch zu auffällig war, um mit Stillschweigen übergangen werden zu können, so sah sich der Kommandant von Pelotas genöthigt, die reitende National-Garde der Umgegend aufzubieten und den Flüchtigen nachzusenden. Dieselben wurden denn auch zehn Leguas nördlich der Stadt erreicht, und da sie jede Ergiebung ablehnten, angegriffen. Ihr Widerstand war jedenfalls einer bessern Sache werth, und der Tod des Führers, sowie die schwere Verwundung von drei oder vier Artillristen eine gerechte Strafe für die unnütze Herausforderung ihrer durch Zahl und Waffen bedeutend überlegenen Verfolger. Bald nach diesem Vorfall wurde der Hauptmann Jahn mit etwa hundert und funfzig Mann und acht Geschützen (wovon indessen nur zwei preußische Haubizzen) in Rio Grande eingeschiff, und zur See nach Montevideo transportiert, während jetzt erst der Hauptmann Brinkmann mit den übrigen Artillerie-Offizieren und noch einigen sechzig Mann der verschiedenen Waffen von Rio Janeiro aus in erst genannter Stadt eintraf, um etwa vierzehn Tage später mit noch einer halben Batterie der ersten zu folgen.

In Rio Grande hatten sich um diese Zeit auch alle vom Oberstleutnant v. d. Heyde in Jaguarão, Pelotas u. s. w. zurückgelassenen Offiziere, das Depot, Kranke, Halb- und

Ganz-Invalide, Handwerker und Arrestanten des funfzehnten Bataillons gesammelt und waren vom Hauptmann Sibler in ein fast hundert und funfzig Mann starkes Kontingent formirt worden. Die große Zahl der hierbei befindlichen, meistens nicht verurtheilten, ja nicht einmal verhörten Arrestanten zeigte bereits die Unzulänglichkeit der preußischen Gesetze, welcher nur durch Errichtung einer Straf- oder Disciplinar-Kompagnie hätte abgeholfen werden können. Alle hierauf bezüglichen Vorschläge aber fanden bei der Passivität, mit welcher die brasiliianischen Militär-Behörden den Zuständen der deutschen Truppe zuschauten, kein Gehör. Was zwar die als „Prezös“ von Herrn v. d. Heyde in Rio Grande zurückgelassenen Officiere betrifft, so hätten sie eher Ursache gehabt, sich zu bedanken, als zu beklagen. Sie erhielten regelmässig ihren Sold und thaten dafür Nichts. Aehnlich war es mit den Arrestanten aus der Classe der Unterofficiere und Gemeinen. Da Herr v. d. Heyde über seine Ehrenangelegenheiten verabsäumt hatte, wegen der gesetzlichen Behandlung derselben mit den brasiliianischen Behörden irgend etwas festzustellen, so konnte es nicht ausbleiben, daß einzelne Leute wegen leichter Vergehen fast vergessen auf Blockschiffen gesangen saßen, während andere der schwersten Verbrechen beschuldigte frei umhergingen. Die Zahl der Vergehen mehrte sich daher in rascher Folge, und man sah sich genöthigt, dann und wann die Gefangenen frei zu lassen, um wieder Platz für andere zu erhalten. Mit Sicherheit aber konnte man dann darauf rechnen, daß die Freigelassenen kaum noch ein Hemde auf dem Leibe hatten. Höhnisch prophezeiten die Bestraften ihren Officiieren, daß auch ihre Reihe noch kommen würde!

Zuletzt von allen deutschen Korps waren, wie erwähnt, in Hamburg die beiden sogenannten Pontonir-Kompagnien angeworben worden, hatten aber die Stärke von dreihundert Mann nicht mehr erreichen können. Sie waren, da die zu Hauptleuten designirten beiden österreichischen Officiere Häusner und Picard noch nicht fest engagirt worden waren, unter

der Führung von drei oder vier Lieutenants in Rio Janeiro eingetroffen, woselbst der älteste derselben, Pr.-Lt. v. Riesenfels (ein österreichischer Infanterie-Officier, der später in der holsteinschen Armee gestanden hatte) das Kommando des ganzen Korps übernahm, und mit demselben schon in den letzten Tagen des September direkt nach Montevideo eingeschifft wurde. Wenn das Pontonir-Korps daher das erste war, welches auf dem entscheidenden Punkte des Kriegsschauplatzes, den noch in voller Stärke vor Montevideo stehenden Scharen Dribé's gegenüber eintraf, so war es doch offenbar das unschäigste, gerade hier irgend eine Rolle spielen zu können. Das Infanterie-Bataillon auf derselben Stelle hätte im Verein mit den daselbst schon früher ausgeschifften brasilianischen Truppen die Kapitulation Dribé's wahrscheinlich noch vor Ankunft Urquiza's herbeigeführt, und hierdurch der brasilianischen Politik einen entschiedeneren Einfluß auf die Schicksale der Banda Oriental verschafft. Statt dessen ließ man dieses sich auf dem ungewohnten Marsch durch die öden Kämplandschaften erschöpfen, und schickte eine schwache, noch gänzlich unausgebildete Truppe direkt dem stärksten Feinde gegenüber. Die zwischen den feindlichen Parteien abgeschlossene Kapitulation sicherte das Pontonir-Korps, zwar vor der Eventualität militärischer Ereignisse, konnte es aber nicht vor einem noch traurigeren Schicksale bewahren.

Dass mit einer Truppe, von der die Soldaten der einen Kompanie als eigentliche Pontoniere mit kurzen Spitzfugewehren nach Art der Infanterie bewaffnet, die der andern aber vollkommen als Train-Soldaten ausgerüstet waren, in ihren Reihen aber keinen einzigen wirklichen Pontonir-Officier und nur ein Paar ehemalige Pionir-Unteroffiziere zählte, auf dem Kriegsschauplatze nichts zu machen war, lässt sich erklären, ebenso, dass es derselben wenig helfen konnte, sich plötzlich mit einem Haufen noch ganz roher Maulesel und Pferde beschickt zu sehen. Da es in Hamburg den Herren Valentín und Dr. Schmidt ganz gleichgültig gewesen war,

wen sie als Pontonire und wen sie als Train-Soldaten an Brasilien verkauften, so kann man sich vorstellen, daß die endliche Ankunft von zwei ganzen, aus dreißig Wagen bestehenden Viragoschen Brücken-Trains im Hafen von Montevideo, die sogenannten deutschen Pontonire in nicht geringe Verlegenheit setzen mußte. Als aber kurz darauf ganz unerwartet ein brasilianischer Kadett mit dem mündlichen Befehle beim Premier-Lieutenant v. Riesenfels erschien, am folgenden Tage mit dem in Cerro befindlichen Bataillone Cagadores vereint sich nach Colonia do Sacramento in Marsch zu setzen, so verlor derselbe denn doch alle Geduld, und warf den unglücklichen Ueberbringer dieser Botschaft zur Thür hinaus. Daß die armen deutschen Train-Soldaten auf den rohen Pferden nicht reiten, mit ihren Mantelsäcken und Schleppssäbeln aber auch nicht zu Fuß durch die Pfützen der Kampfs laufen konnten, daß man überhaupt noch gar nicht wußte, ob die Mulas geneigt sein würden, die östreichischen vierrädrigen Haquets fortzuschleppen, war einem brasilianischen Obersten gegenüber von geringem Belang: Der große Conde hatte ihm von S^a Luzia aus den Befehl zugesandt, mit seinem Cagador-Bataillon und den deutschen Pontoniren zu marschiren, und es war ihm daher nie in den Sinn gekommen, zu fragen, ob die „Estrangeiros“ dies wohl könnten. Hierzu kam noch, daß aus übergroßer Sorgfalt von Rio de Janeiro her, den Leuten alle ihre aus Hamburg mitgebrachten eigenen Kisten und Kästen nachgesendet worden waren, und Niemand Lust hatte, sein Eigenhum plötzlich unter freiem Himmel stehen zu lassen und der Obhut der umwohnenden Gauchos anzuvertrauen.

Diese Weigerung, verbunden mit dem wenig rücksichtsvollen Benehmen, welches Herr v. Riesenfels den brasilianischen in Montevideo befindlichen Behörden gegenüber beobachtet hatte, führte den raschen Untergang der Truppe herbei. Man glaubte oder gab sich den Schein zu glauben, daß Rosistische Emissäre dieselbe bearbeitet hätten, schiffte sie daher einige Tage darauf unter Zurücklassung des ganzen

Materials und Trains auf den Kriegs-Dampfschiffen der im Hafen stationirten Flotte nach Colonia do Sacramento ein, woselbst sich bereits das Hauptquartier des Grafen Carías befand. Dasselb angekommen, wurde der Lieutenant v. Riesenfels sogleich arretirt und auf die Armee-Wache geführt, die Leute der beiden Kompagnieen aber, welche übrigens durch Desertion während des Aufenthalts bei Montevideo bereits auf etwa hundert und achtzig Mann zusammengeschmolzen waren, in Abtheilungen zu zwanzig Mann den einzelnen brasilianischen Bataillonen übergeben, mit welchen sie bald darauf den Paraná aufwärts der Armee Urquiza's zugeführt wurden.

Ein gleiches Schicksal bedrohte um dieselbe Zeit das funfzehnte Bataillon, welches unter dem Kommando des Majors v. Lemmers am 10. November mit der ganzen brasilianischen Armee vereint das Lager von S. Luzia verlassen und den Marsch nach Colonia do Sacramento angetreten hatte. Die Soldaten des Bataillons hatten sich durch eine fast vierzehntägige Ruhe und die seit Vereinigung mit der Hauptarmee eingetretene größere Regelmäßigkeit in der Verpflegung wieder einigermaßen erholt, und rechneten dies um so mehr dem neuen Bataillons-Kommandeur zum Verdienst an, als es demselben sogar gelungen war, Schuhe und andere Gegenstände zum Ersatz für die durch einen achtwöchentlichen Marsch bereits ruinirten zu erhalten. Die etwa dreißig Leguas betragende Entfernung zwischen S. Luzia und Colonia konnte daher bis Ende November ohne große Anstrengungen zurückgelegt werden. Trotzdem hatte das Schicksal des Bataillons gerade auf diesem Marsche die unheilvollste Wendung genommen. Schon von dem ersten Augenblicke des neuen Kommandos an hatte es sich gezeigt, daß der Major v. Lemmers in der Verfolgung seiner Pläne eben so wenig mit den Officieren, wie diese mit ihm würden bestehen können. Er suchte ihnen durch Intrigen der niedrigsten Art den Boden unter den Füßen wegzunehmen, verdächtigte sie bei ihren Untergebenen und verläudete sie bei den brasilianischen Behörden. Sie

hingegen bekundeten ihm überall und öffentlich die unverhüllte Verachtung, und begaben schließlich sich in corpore zum Obergeneral mit einem von jedem Einzelnen unterschiedenen Schriftstück, in welchem sie die sofortige Wiedereinsetzung des Oberstlieutenants v. d. Heyde, die Entfernung des Major v. Lemmers und das Versprechen verlangten, daß sie in Zukunft von Seiten der brasiliianischen Behörden sich derjenigen Behandlung zu erfreuen hätten, welche sie verlangen könnten. Sollten diese ihre Bitten nicht erfüllt werden, so müßten sie erklären, keinen Dienst weiter versehen zu können und ihre Entlassung fordern. Die Antworten des Grafen Gaxias und des Generals Fernandez waren echt brasiliianisch. Man versprach Abhülfe der vorgebrachten Klagen und suchte die Kläger zu beruhigen, indem man sie versicherte, daß sie in jeder Beziehung den brasiliianischen Offizieren gleich ständen, that aber hinter ihrem Rücken sogleich das Gegentheil von dem, was man ihnen ins Gesicht versprochen hatte. Denn einertheils hatte der Major v. Lemmers sich bereits als ein so vielseitig brauchbares Instrument zur Durchführung brasiliianischer Intrigen bewiesen, als daß man ihn so leicht aufgeben sollte, anderntheils aber war die Gelegenheit, sich nun auch des Restes der ungewünschten fremden Offiziere zu entledigen, doch zu lockend, als daß der brasiliianische Obergeneral sie hätte ungenügt vorübergehen lassen können. Unerwartet für alle Betroffenen wurden daher durch Tagesbefehl vom 1. Dezember der Premierlieutenant und Adjutant Köhler, die Hauptleute v. d. Marwitz und Graf Herzberg, die Premier-Lieutenants v. Breitenbach, v. Glass, v. Raczkowski, Klebs, Schmidt, die Second-Lieutenants Möller, Dau, Kelter und Amthor, der Oberarzt Dr. Wachs und der Ober-Auditeur v. Harbou vom Bataillon getrennt, um „die passende Bestimmung zu erhalten“ (para terem o destino conveniente).

Diese „passende Bestimmung“ bestand sodann darin, daß man die Genannten, sowie den Oberstlieutenant v. d. Heyde

selbst eine Zeitlang in dem Städtchen Colonia umhergehen ließ, sodann aber ebenso, wie den Premierlieutenant v. Riesenfels als „Arrestanten“ nach Rio de Janeiro zurückschickte. Nur die vier jüngsten Lieutenanten, sämmtlich aus der Zahl der in Holstein kurz vor Thoreschluß ernannten waren dem Major v. Lemmers treu geblieben, und hatten sich auf sein Zureden nicht an jenem Aktie betheiligt. Das Officierkörps des deutschen Bataillons war somit glücklich vernichtet, und nur der äußere Halt, sowie die noch immer bedeutende Stärke der Truppe selbst verhinderten für den Augenblick den brasiliischen Oberkommandeur, ihr entweder brasiliische Offiziere zu ostrohieren, oder ihr ein gleiches Schicksal wie den Pontonieren zu bereiten. Der Rapport vom 10. Dezember nämlich ergiebt noch folgende Stärkezahlen:

Zur Stelle im Lager	Officiere, Unteroffiziere u. Gemeine	
von Colonia do Sacramento	5	638
Krank in den Marsch-Hospitälern von Canelones,		
St. Luzia und Colonia	2 (Ärzte)	86
Arrestanten in Colonia (eingefangene Deserteure)	—	24 Gemeine,
Ganze Stärke im Felde	7 Officiere	748 Unteroff.
		u. Gem.

Der Abgang seit dem 17. September desselben Jahres oder dem Tage des Abmarsches von Jaguarão betrug daher funfzehn Offiziere (incl. einen Doktor und einen Auditeur) und sieben und vierzig Mann.

Da außer einem Selbstmorde und einem Unglücksfalle (es wurde nämlich in der Nähe von Canelones ein Unteroffizier, mit Namen Knuth, von einer Karrete übersfahren) bis zu dieser Zeit keine Sterbefälle vorgekommen waren, so ist der Abgang fast ausschließlich der Desertion nach Montevideo zuzuschreiben. Das Verhältnis der Kranken zu den Gesunden aber nach einem Marsche von ca. hundertzwanzig Leguas, auf gänzlich ungewöhnlichem Terrain, bei noch un-

gewohnterer Lebensweise und im Beginne des heißen Sommers jener südlichen Gegenden, bleibt um so mehr zu bewundern, als das Bataillon selbst aus Leuten der verschiedensten Altersklassen vom siebzehnten bis zum funfzigsten Jahre hinauf zusammengesetzt war.

Das Klima der Länder Amerika's zwischen dem dreißigsten und vierunddreißigsten Grade südlicher Breite ist daher jedenfalls ein äußerst gesundes. Die reine Luft der Camps ist selbst in der Nähe der größern Ströme und Wasserbeden nicht von ungesunden Dunstkreisen unterbrochen, da die von Zeit zu Zeit sich erhebenden heftigen Südwinde, Pamperos, jede Bildung derselben unmöglich machen. Von europäischer Kälte ist hier ebensowenig die Rede, wie von tropischer Hitze, und selbst die so viel beschriebene Regenzeit südlicher Gegenden reducirt sich auf das temporäre Zusammenziehen von Gewittern, welche freilich in ihrer Großartigkeit Alles weit übertreffen, was man in Europa von derartigen Naturerscheinungen zu sehen gewohnt ist. Der Unterschied zwischen Winter und Sommer, obgleich in den Camps von Uruguay und den Pampos von Buenos Ayres schon bei weitem fühlbarer, als in der Provinz Rio Grande, war den deutschen Soldaten dennoch nimmer begreiflich zu machen, der plötzliche Wechsel der Tageszeiten oder der nächtlichen Dunkelheit mit der Tageshelle aber überraschte sie noch lange Zeit hindurch in den begonnenen Beschäftigungen. Da man die Gebiete des Urwaldes auf diesem südlichen Marsche nicht berührte, waren die Erscheinungen aus der Naturgeschichte, welchen man begegnete, nur düstig. Von Wildpret traf man überall nur Rehe an, diese jedoch in großer Zahl, ihrem Fleische aber, wie dem der leicht zu fangenden Rebhühner, fehlte allgemein jener aromatische, kräftige Geschmack, welcher sie in Europa so gesucht macht. Einen glücklicheren Fund thaten die Soldaten dann und wann an Strauß- oder vielmehr Kafuar-Eiern, welche meistens in großer Zahl auf einer Stelle liegen und der Sonnenhitze zum alleinigen Ausbrüten überlassen waren. Ein Ei genügte übri-

gens völlig zur Sättigung von zwei nicht allzu ausgehungerten Personen. Bisweilen begegnete man auch beim Aufschlagen der Zelte schönen und großen Schlangen, deren Haut noch eine Zeit lang auf irgend einem Zelbstocke prangte, deren aalartiges Fleisch aber von den Soldaten mit vielem Appetit und ohne böse Folgen verzehrt wurde. Unangenehmer war es immer, wenn man, zumal in den Distelfeldern nahe des La Plata-Stromes, im Grase neben sich einen Skorpion entdeckte, von welchen sich jedoch die schwarzgefärbten als ganz unschädlich erwiesen, während auch selbst die unzweifelhaft giftigen sehr bald viel von dem Schrecken, den ihr Name verbreitete, verloren. Obgleich sie, zumal in den Lagern von Colonia, in recht erkleidlicher Anzahl vorhanden waren, so ist dem Schreiber dieses doch nicht bekannt, daß ihr Stich, außer einer momentanen bedeutenden Entzündung, lebensgefährliche Folgen gehabt habe.

Uebrigens aber begleitete das deutsche Bataillon auf dem ganzen Marsche eine Heerde meistens herrenloser Hunde, welche ihre Vorliebe für die Allmäss durch offene Feindschaft und Abneigung gegen die schwarzen Soldaten an den Tag legten, und im freundschaftlichsten Einverständniß mit ihnen war ein schöner Kasuar von Lager zu Lager bis an die Ufer des La Plata gefolgt, gleichsam als wolle er den Hammeln, Ziegen oder Schweinen, welche als Symbole neben den Musikkbanden der brasillianischen Bataillone einherlaufen, ein Paroli biegen.

Auch gegen den noch vor Ankunft des funfzehnten Bataillons bei Colonia do Sacramento gelandeten Theil der deutschen Artillerie, welcher unter dem Kommando der Hauptleute Jahn und Brinkmann etwa zweihundertfünfzig Mann stark sein möchte, hatten sich um dieselbe Zeit bereits die Nivellirungsgelüste der brasillianischen Militär-Behörden gerichtet. Selbstverständlich konnten jene armen Deutschen, welche man in Pelotas ohne Geschüze und ohne Pferde gelassen hatte, nicht plötzlich in Colonia do Sacramento als „reitende Artilleristen“ auftauchen, dennoch aber hätte man bei einem guten

Willen sehr leicht aus ihnen vorläufig eine unter den bestehenden Umständen immerhin brauchbare Fuß-Artillerie bilden können. Aber der große Conde hatte zu vergleichen und anderen Reflexionen keine Muße, sondern folgerte in einem prahlerischen Armeebefehl mit großem Scharfsinn, daß, da eben die angelkommenen Deutschen nicht reiten könnten, die Rio Grandenser überhaupt bessere Reiter als die Alemaß wären, und diese sich daher auch nicht zur Feld-Artillerie eigneten. Da sich demnächst der Hauptmann Jahn auf das Entscheidende dem wohlwollenden Projekte des Allgewaltigen, die Deutschen mit Brasilianern zu mischen, widersegte, so ließ man die Artillerie zwar fernerhin unbelästigt in ihrem Zeltlager bei Colonia liegen, stellte sie jedoch unter das direkte Kommando des schon früher genannten brasilianischen Majors Mallet, welcher natürlich sofort auf den Widerstand aller bei der Truppe anwesenden deutschen Officiere stößen und sich daher, dem Beispiele des Major Lemmers folgend, zum Sturze derselben mit den Unteroffizieren verbinden mußte. So war denn auch hier der Weg zur Auflösung angebahnt. Das Glück bewahrte die Artillerie indessen vor weiteren Leiden.

Die wahrheitsgetreue Darstellung der bis jetzt beschriebenen Ereignisse wird Niemandem mehr einen Zweifel über die Stellung lassen, welche die deutsche Truppe in ihrer Gesamtheit den brasilianischen Behörden gegenüber eingenommen hatte. Das Schicksal, welches man ihr bereitete, lag klar am Tage. Man benutzte offenbar jeden sich darbietenden Vorwand, sich der fremden, europäischen Officiere zu entledigen, dadurch den Kontrakt der Truppe selbst zu vernichten und die deutschen Soldaten sodann gleich den eignen im Lande zum Militärdienst gepreßten Negern zur Verstärkung des „glorreichen Exercito“ zu benutzen. Der Plan war offenbar nicht so übel: billiger als durch den in Hamburg abgeschlossenen Kontrakt hätte man weder Sklaven, noch freie Neger, am allerwenigsten aber Weiße kaufen können. Der bisherige Erfolg mußte alle Erwartungen des brasilianischen Obergenerals übertreffen.

Die Pontoniere waren glücklich unter die brasiliianischen Bataillone vertheilt, die Infanterie-Offiziere sämmtlich entfernt, der Haupttheil der Artillerie unter das Kommando eines Brasilianders gerathen, und der Major v. Lemmers hatte hinreichende Proben abgelegt, daß er sich für Geld zu Allem würde brauchen lassen.

Es ist überflüssig, zu fragen, welche Verwicklungen die weitere Durchführung dieses so schön begonnenen Planes für die deutsche Truppe zur Folge gehabt haben würde, wenn die kaiserliche Regierung nicht ebensowohl die Zurückschickung der Offiziere, als die Untersteckung der Pontoniere auf das Entschiedenste gemißbilligt hätte. Das brasiliianische Ministerium bekundete hierdurch freilich seinen festen Entschluß, die einem Gesetze der Landesversammlung zufolge angeworbene Fremdentruppe in ihrer Integrität zu erhalten, aber traurig genug hatte sich bereits die Ohnmacht der Central-Regierung gegenüber dem ihre Unterbehörden beseelenden Geiste erwiesen. Der Form nach vermoschte sie den Untergang der Truppe noch zu hindern, moralisch war dieselbe jedoch bereits vernichtet, einen Einfluß derselben auf das Militärwesen des südamerikanischen Kaiserreichs hatten selbst die neuerungsscheusten der brasiliianischen Oberoffiziere nicht mehr zu fürchten.

So brachten denn das funfzehnte Bataillon und die beiden ersten Kompagnieen der Artillerie die Monate Dezember, Januar und Februar ungestört im Zeltlager von Colonia zu. Die Soldaten verhielten sich ruhig, da man nichts von ihnen verlangte, und die Verpflegung regelmäßig ihren Fortgang nahm. Den La Plata vor der Front und die öden Kamps der Banda Oriental im Rücken, war die Desertion auf einige wenige einzelne Fälle beschränkt worden. Bei der allgemein überhand genommenen Stumpfheit war der plötzliche Abgang ihrer Offiziere von den Soldaten mit Theilnahmslosigkeit betrachtet worden. Die Unteroffiziere, welche jetzt sich mit der eiteln Hoffnung wiegten, Graf Carrias werde alle entstandenen Vacanzen sofort aus ihren Reihen ergänzen, suchten sie

über die Folgen zu täuschen, welche dieser Schritt für das Wohl des Ganzen, wie jedes Einzelnen unter ihnen haben mußte. Der Major v. Lemmers aber schleuderte den Abgegangenen eine Konditentenliste nach, durch welche er sowohl ihre Rückkehr, wie diejenige der in Rio Grande gebliebenen Officiere für immer unmöglich zu machen hoffte. Nur die Abneigung der Brasilianer gegen alle Fremde, nur der Wunsch, sich ihrer auf jede mögliche Weise zu entledigen, können die Annahme eines solchen Schriftstücks erklärlch machen.

Da die Theilnahme des ganzen Bataillons an den Operationen jenseit des La Plata unter den obwaltenden Umständen kaum wünschenswerth erschien, Graf Caxias überdies auch den schon damals kaum zweifelhaften Ausgang derselben der Macht des General Urquiza und seiner Konföderirten so ziemlich allein überlassen konnte, so ließ sich denken, daß er so viel als möglich vermeiden würde, die unbeliebten Estrangeiros an dem leichten Triumph Theil nehmen zu lassen. Das Vorhandensein einer Anzahl von Zündnadelgewehren indeß, welche man den Händen der eigenen Soldaten nicht anvertrauen zu können glaubte, bewog den brasiliischen Obergeneral, wenigstens ein Detachement des fünfzehnten Bataillons der ersten brasiliischen Division mitzugeben. Dieses Detachement, in der Stärke von einigen achtzig Mann und durchgehends aus alten Soldaten zusammengesetzt, hat durch seine musterhafte Führung auf dem neuen, sechzig Leguas langen Marsche längs des rechten Ufers des Parana, von dem Flecken Rosario bis zur feindlichen Hauptstadt Buenos Ayres die deutsche Truppe vor fernerem Verläumdungen bewahrt. Eigentlich unter dem Kommando des Lieutenant Schütt, eines der vier beim Major v. Lemmers gebliebenen Officiere, stehend, hatte sich in der Schlacht von Monte Caseros der bereits öfter erwähnte Hauptmann Wildt die Führung der von ihnen gebildeten Schützenkette anzueignen gewußt; und war mit den ersten derselben den brasiliischen Tirailleurs voraus bei den oben beschriebenen Gefechten in

der feindlichen Position angelangt. Die später entstandene lächerliche Diskussion zwischen dem General der orientalischen und der brasiliensischen Division bezeichnen noch heute denselben Moment als den entscheidenden der sogenannten Schlacht, und General Marques nimmt die Ehre der ersten Ankunft für Leute seines Kommandos in Anspruch, obwohl er natürlich zu befeuern unterläßt, daß dies gerade die wenigen Tirailleurs des unbeklebten funfzehnten Bataillons gewesen sind. Die Castelhaner aber glaubten, oder gaben sich den Schein zu glauben, daß hier ganze Tausende von Deutschen gewesen wären, welche die verschiedenen eigentlich brasiliensischen Bataillone verstärkt gehabt hätten. Die Untersteckung der Soldaten der beiden Pontonir-Kompagnieen in ihren Helmen und preußischen Uniformen mochte zu diesem durch nichts zu vertilgenden Glauben Veranlassung gegeben haben, und die brasiliensischen Bataillons-Kommandeure scheuteten sich sehr, die equivoque Deutung dieser Mischung von Deutschen und Schwarzen, daß sie Alles aufboten, dieselben wenigstens für den Augenblick des Einmarsches in Buenos Ayres zur Anlegung der brasiliensischen Uniform zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit aber scheiterten alle Mittel der Ueberredung wie der Gewalt an der Starrköpfigkeit der unsügsamen Allemäes.

Die kontraktbrüchige Untersteckung der deutschen Pontonire hatte daher außer der trüben Erfahrung, daß man selbst mit diesen wenigen „Estrangeiros“ gar nicht fertig zu werden vermöchte, nun noch den Erfolg gehabt, die Brasilianer bei ihren alten und erbitterten Feinden lächerlich zu machen. Der Ausgang des Experiments wurde eine empfindliche Warnung vor Wiederholung desselben. Von den untergesteckten Pontoniren blieb überdies noch eine ganz erkleckliche Anzahl in Buenos Ayres zurück, während das in sich selbst feste Schützen-Detachement des funfzehnten Bataillons, die Desertion in diesem Augenblick verschmähend, intakt nach Beendigung der Uffaire wieder nach Colonia übergeschifft werden konnte.

In dem Zeltlager selben Ortes hatte sich während des

zweimonatlichen Verlaufs dieser Angelegenheiten der Major v. Lemmers ganz nach Wunsch eingerichtet. Die eitle Glorie der militärischen Ehre verschmähend, gab er sich nach glücklicher Beseitigung aller Hindernisse gänzlich der Verfolgung seines Planes hin, durch das erlangte Kommando des deutschen Bataillons in möglichst kurzer Zeit reich zu werden. Die Erfolge, welche seine brasiliensischen Kollegen auf diesem Gebiete ersuchten, ließen ihn nicht ruhig schlafen, und er vergaß in seiner Geldgier sehr bald, daß er nicht geduldige Neger, sondern Soldaten kommandierte, welchen einzig und allein die strengste Gewissenhaftigkeit ihrer Officiere Vertrauen und Gehorsam abzuzwingen fähig war. Unter dem Vorwande, daß ein preußisches Bataillon nur aus vier Kompagnien bestände, hatte er die fünfte und sechste Kompagnie aufgelöst und unter die vier ersten vertheilt. Die ohnehin schon so sehr benachtheiligte Truppe wurde dadurch in ein wo möglich noch ungünstigeres Verhältniß gegenüber den brasiliensischen Bataillons versetzt. Statt des vertriebenen Officierkorps hatte sich vorläufig ein gleich starkes Zugführerkorps aus solchen Feldwebeln, Unteroffizieren und Gefreiten gebildet, welche auf irgend eine Weise in der Truppe zur Geltung gekommen waren. Die Geldgeschäfte aber betrachtete der Major v. Lemmers natürlich als einen speciell nur ihn betreffenden Wirkungskreis, in welchem er nach dem Grundsache, „ein pfiffiger Spitzbube ist brauchbarer als ein ehrlicher Dummkopf“ einzig und allein solche Individuen hineinzog, welche durch ihre europäische Vergangenheit ihm hinreichende Garantien für ihre Brauchbarkeit gegeben hatten. Eine Zeitlang ging die ganze Herrlichkeit auch wirklich recht gut, die Soldaten sahen anfangs in den neuen Einrichtungen eine Art von „Selsgovernment“, welches nach Belieben zu stürzen oder abermals zu ändern bei passenden Gelegenheiten durchaus nicht schwer sein würde.

Bald aber gingen ihnen die Augen auf, und die Verachtung, welche sie für einen Kommandeur fühlten, dessen

schmuziger Geiz und schamloser Eigennutz sie in eine so traurige Lage gebracht hatten, gab sich in wiederholten öffentlichen Ausbrüchen des Unwillens kund. Auch die Zugführer selbst, welche für die Führung der Kompannien und die Dienstleistung als Officiere nicht den mindesten Erfolg, nicht die geringste Zulage zu ihrem geringen Solde erhielten, schienen sehr bald sich nicht länger mit bloßen Versprechungen abspeisen lassen zu wollen. Da im Bataillon niemals ein Arbeiter bezahlt wurde, da durchaus nichts für Konservirung und Reparatur der Bekleidung und des Schuhzeuges geschah, Soldaten aber, von denen so Mancher schon die Erfahrungen der verschiedensten Länder hinter sich hatte, die Thatsache nicht unbekannt bleiben konnte, daß eine brasiliianische Truppe eben nichts anderes ist, als eine Pfründe, deren Ausbeutung der Uebereinkunft des Kommandeurs mit dem Quartiermeister und den Kriegskommissären oder Lieferanten überlassen bleibt, so hatte sich der immer mehr überhand genommenen Indisciplin das allgemeinste Misstrauen und der passivste Widerstand gegen alle und jede Handlungen der eigenen Vorgesetzten beigesellt. Der Egoismus in die Reihen einer geworbenen Truppe eingeführt, hatte die Demoralisation und die gegenseitige Mißgunst bis zu einer ekelregenden Höhe gesteigert.

Auch der Zustand der Artillerie-Abtheilung war um dieselbe Zeit kein besserer. Zwei Officiere derselben hatten, ihrer Stellung müde, kurz vor der Schlacht von Monte Caseros den unglücklichen Schritt gethan, im wahren Sinne des Wortes nach Buenos Ayres zu desertiren und ihre Dienste Rosas anzubieten, einen Schritt, der natürlich von dem brasiliianischen Major Mallet sofort zur Verdächtigung auch der übrigen Officiere ausgebautet wurde. Einer der Hauptleute wurde arretirt, der andere suspendirt, kurz Alles nahm ungefähr denselben Gang, welchen das Officierkorps der Infanterie durchlaufen hatte.

Von diesem letzteren hatte sich indessen dadurch bereits wieder ein Theil beim Bataillon zusammengefunden, daß der

Hauptmann Siber mit drei der in Rio Grande zurückgelassenen Officiere und einigen dreißig Soldaten Ende Januar im Lager von Colonia eingetroffen war. Dem Major v. Lemmers konnte natürlich nichts unerwünschter sein, als diese ungehofften Zeugen seiner Thaten, die Soldaten aber empfingen die Neuankommenen mit unverkennbarer Freude, und hielten, durch trübe Erfahrungen belehrt, von nun an mit unerschütterlichem Vertrauen an denselben fest.

So kam der 3. Februar 1852 und mit ihm das Ende des sogenannten Feldzuges. General Urquiza, der nunmehrige Gewalthaber der argentinischen Conföderation bedankte sich in einem höflichen Schreiben für die brasiliianische Cooperation und Graf Carias hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als so bald wie möglich sein Hauptquartier nach Montevideo zu verlegen. Die Infanterie-Bataillone der ersten Division folgten ihm dahin zu Schiffe; die Kavallerie und die zweite Division marschierte von Colonia nach S^o Lu^zia zurück. Dem deutschen Bataillon wurde die unerwartete Gnade zu Theil, mit dem zweiten brasiliianischen zusammen auf einem großen wegen Unsicherheit von einer nordamerikanischen an eine brasiliianische Compagnie verkauften Paquet-Dampfboote mit allem Zubehör am 17. Februar Abends verpackt und am 19. Mittags bei Cerrito, dem Hafen von Montevideo gegenüber, glücklich wieder ausgeschifft zu werden. Auch die deutschen Pontonire tauchten, als ein wirrer Haufen von circa hundert und vierzig Mann in Folge des ersten und deutlichen Ministerial-Befehls wieder aus dem La Plata auf und lagerten, oder vielmehr bivouakirten, da sie nie zum Besiegen von Zelten gelangt waren, unter dem Kommando des viel genannten deutschen Nationalgarde-Kapitäns Wildt nicht weit von ihren Landsleuten vom funfzehnten Bataillon. Der deutschen Artillerie-Abtheilung aber, welche zuerst von allen in Colonia angelangt war, schien man die Ehre lassen zu wollen, sie am längsten daselbst zu vergessen. Nach einem Ueberlegen, ob man sie zu Pferde setzen und

zu Lande marschirten lassen sollte, kam man auf den glücklichen Gedanken, sie zur See nach Rio Grande zurückzuschicken, eine Maßregel, welche diesem Theile der deutschen Truppe alle weiteren Leiden glücklich erspart und ihr eine längere Existenz als ihren Leidensgenossen der Infanterie- und des sogenannten Pontonir-Korps verschaffte.

Colonia do Sacramento war somit bis Ende Februar von allen brasilianischen Truppen und Depots geräumt. Von den Portugiesen in den Zeiten ihrer Größe als südlichste Gränzfeste ihrer ausgedehnten amerikanischen Besitzungen gegründet, hat es seiner unverkennbar wichtigen strategischen Lage wegen, sowohl in den früheren Kriegen Spaniens und Portugals, wie in den neueren und neuesten Zerrüttungen der Republiken des La Plata-Gebiets stets eine Hauptrolle gespielt. Die zertrümmerten Wälle und Mauern dieses kleinen Fleckens zeugen ebenso wie die vielen Kanonenkugeln, welche in den Distelfeldern der Umgebung zerstreut umherliegen, von den Mord- und Brandscenen, welche hier stattgehabt haben. Buenos Ayres in einer Entfernung von etwa vier deutschen Meilen schräg gegenüber gelegen, hat einen Hafen, in welchem die ganze brasilianische Flotte vor Anker liegen konnte, und bot trotz der Ruinen von mehr als der Hälfte seiner steinernen Häuser immer noch Raum genug zur Aufnahme des Hauptquartiers, der Depots der Armee, sowie einer großen Zahl von Wirthshäusern, Cafés, Bendas und Kaufläden aller Art dar, welche letztere der Spekulationsgeist der Kaufleute von Montevideo und selbst von Buenos Ayres plötzlich hierher gezaubert hatte. Das hunte Treiben, welches daher während der Monate December, Januar und Februar in den winklichen Straßen Colonias herrschte, hätte trotz der umgebenden Trümmerhaufen den Fremden fast vergessen machen, daß er sich auf einem Tummelplatze der inneren Bürgerkriege der unruhigsten aller Völkerstaaten befände, wenn nicht ein Hauptzeugen derselben in derselben noch gegenwärtig gewesen wäre. Trotz der brasilianischen Okkupation

befand sich nämlich hier ein orientalischer Kommandant in der Person des Obersten Moreno, jenes wilden Anhängers Oribe's, an dessen Namen sich so manche Gewaltthat knüpfte. Mit der nur hier möglichen Leichtigkeit des Uebergehens von einer Partei zur andern, hatte er in dem Augenblick der Intervention Urquiza's seinen Freund verlassen, dadurch die erste Veranlassung zu jener unerwartet raschen Transaktion vor den Thoren von Montevideo gegeben und sich selbst auf seinem Kommandanten-Posten erhalten. Was aber Brasilien von einem solchen Freunde und Bundesgenossen zu erwarten hatte, beweisen seine nach der Schlacht von Monte Caseros in Palermo, der Residenz Rosa's, gefundenen Briefe, in welchen er sich anbot, mit einigen Tausend Reitern das Lager der Brasilianer bei Colonia zu übersetzen, wenn es dem Diktator nur möglich wäre, die Armee Urquiza's eine Zeitlang aufzuhalten. Mit ganz besonderm Scharfblick hatte er die Verhältnisse der deutschen Truppe erkannt, und weithin über die Bande Oriental erstreckten sich seine Verbindungen. Die offensbare Ohnmacht Rosa's und sein rascher Sturz verhinderten hier Begebenheiten, deren Möglichkeit schon nicht wenig dazu beitrug, den brasilianischen Feldherrn zur raschen Rückkehr zu bewegen. Der von so feindlichen Gesinnungen besetzte Oberst Moreno wurde demnächst zwar als Arrestant nach Montevideo geschickt, daselbst aber noch während der brasilianischen Okkupation wieder frei gegeben, von Neuem zum Kommandanten von Colonia ernannt und hat es jetzt sogar bis zum Kriegsminister der orientalischen Republik gebracht!

Die Lage von Colonia hatte übrigens der deutschen Truppe den Verlust von mehreren Toten gekostet. Die drückende Sommerhitze, verbunden mit dem Genuss des lehmigen gelben La Plata-Wassers, auch wohl die Folgen der Anstrengungen des zurückgelegten Marsches erzeugten daselbst die gefährlichste Krankheit dieser Länder, die Blut-Diarrhöe, welche auch die stärksten Menschen in wenigen Wochen auf das schrecklichste herun-

terzubringen vermag. Freilich hatte dieselbe nur in einzelnen Fällen den Tod zur Folge gehabt, indessen unzweifelhaft eine allgemeine momentane Enkräftigung hervorgerufen. Unter den an dieser Krankheit Gestorbenen befand sich der Lieutenant v. Saczewsky vom zweiten Artillerie-Regiment, welcher als Katholik so glücklich war, auf dem Kirchhof von Colonia ein Plätzchen zu finden. Auch zwei Selbstmorde zeugten abermals von der Unbehaglichkeit, in welcher sich die deutschen Soldaten befanden.

Das Lager von Gerrito erweckte durch das erhöhte Interesse, welches es darbot, die erschlafften Lebensgeister wieder. Montevideo, auf den Abhängen eines niedrigen und schmalen Vorgebirges romantisch gelegen, ist das Paris Süd-Amerikas. Die zahlreichen Franzosen und Italiener, welche einen so bedeutenden Theil seiner Bewohner ausmachen, die großen Handlungshäuser, die französischen Hotels, Cafés, die glänzenden, mit Luxussachen aller Art ausgestatteten Läden, die wenigen und freien Neger, welchen man auf den Straßen begegnet, lassen in der That eben so wenig, als die geschmackvollen spanischen Toiletten reizender Damen Etwas vermissen, was man am Comfort des Lebens in den größern europäischen Hauptstädten zu beanspruchen gewohnt ist. Nur eines ist hier südamerikanisch, nämlich das sogenannte Pflaster der zwar geradlinigen aber auf- und absteigenden breiten Straßen. Glücklicher Weise giebt es überall Trottoirs, aber der Übergang von einem zum andern ist in der Dunkelheit ein wirklich gewagtes Unternehmen.

Da Montevideo acht Jahre hindurch von den Ortheischen Banden belagert worden war, so ist man allerdings geneigt, es für eine Festung zu halten; die Fortifikation aber möchte schwerlich aus der Beschreibung der wenigen, kaum bemerkbaren, zerfallenen Wälle oder Mauern, welche die Vertheidigungslinie gebildet hatten, einen Nutzen ziehen können. Ein wirkliches Festungswerk ist eigentlich nur das, der Stadt auf der Südseite gegenüber gelegene Fort des circa achtzun-

der bis tausend Fuß hohen Monte Video. Von jener aber durch eine breite Bucht des Meeres der offenen allen Stürmen ausgesetzten Rhede Montevideos getrennt, ist es trotz seiner natürlichen Festigkeit eben so wenig im Stande gewesen, die Zerstörung der ganzen Umgebung, ja selbst der unmittelbar unter seinen Kanonen gelegenen Häuserreihen, Cerito genannt, zu hindern, als den Hafen selbst gegen Angriffe von der Seeseite zu schützen.

Zwischen den Ruinen dieser Häuserreihen hatte das deutsche Bataillon seine Zelte aufgeschlagen, und erfreute sich daselbst einer abermaligen Ruhe von den letzten Tagen des Februar bis zu den ersten des April-Monats. Die Differenzen, welche zwischen der neuen Montevideoschen Regierung und dem brasiliischen Bevollmächtigten Carneiro Leon über die Ratifikation der im vorigen Jahre abgeschlossenen Traktate entstanden waren, die Eventualität einer plötzlich nothwendigen Besetzung des unsichern Landes schienen den Grafen Carias zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er der Hülfe des deutschen Bataillons vielleicht doch noch bedürfen möchte. Die beabsichtigte Zurückschickung derselben nach Rio Grande wurde daher sistirt, und die Soldaten erhielten endlich und ziemlich vollständig die so sehr benötigten Hemden, Hosen, leinenen Jacken und Schuhe. Da vier vom Ministerium geschickte ehemalige preußische Officiere im Lager von Montevideo anlangten, so hatte sich trotz aller Intrigen des Major v. Lemmers abermals ein Officiercorps gebildet. Der Empfang zwar, welchen diese Herren bei dem brasiliischen Oberfeldherrn hatten, konnte bei dessen bekannten spezifisch brasiliischen Tendenzen kein besonders schmeichelhafter sein. Aber in der Durchführung seiner Absichten durch die bestimmten Befehle der kaiserlichen Regierung bereits gestört, war er genötigt, die deutsche Truppe wenigstens scheinbar als eine Körperschaft anzusehen, deren Vorhandensein ihm freilich ein Dorn im Auge blieb. Er schickte die Angekommenen daher nicht zurück, sondern befahl ihre Anstellung

beim Bataillon, obwohl der Major v. Lemmers Alles aufbot, dieselbe zu hintertreiben. Die neuen Verläumungen dieses Menschen hatten indessen den für das Wohl der Truppe freilich schädlichen Erfolg, daß nur einer, der bereits in Europa durch Vermittelung des preußischen Gesandten kontraktlich angestellte Hauptmann v. Kropf, definitiv eintrat, die andern drei aber, nämlich die Lieutenantis Döh, v. Neiva domsky und Pfuel als Volontär-Offiziere (Officiaes de commissão), welche jederzeit wieder zurückgeschickt werden könnten, Dienst ihm musten. Den Betroffenen blieb in ihrer Lage freilich Nichts übrig, als sich solchen Bedingungen zu fügen!

Eine andere Vermehrung erhielt das Bataillon um dieselbe Zeit durch die Zutheilung der Pontonire. Da indessen ein großer Theil derselben überhaupt noch niemals militärisch ausgebildet worden war, die erlittene Behandlung sie außerdem äußerlich und innerlich fast noch mehr heruntergebracht hatte, als die Leute des Bataillons, so konnte man diesen Zuwachs im gegenwärtigen Augenblicke keine Verstärkung nennen. Der geringe Zusammenhang, welchen die vier Kompanien derselben in der letzten Zeit erlangt hatten, ging dadurch wieder verloren.

In den ersten Tagen des März-Monats hatte dennoch das im Felde stehende Bataillon folgende Stärke erreicht:

Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine

Zur Stelle im Lager von			
Cerrito	14	775	
Krank in den Hospitalen			
von Montevideo	(2 Aerzte)	64	
Arrestanten auf den Block-			
schiffen	—	43	
Ganze Stärke im Felde	16	Offiziere	882 Mann.

Da der Zugang seit dem 10. December vorigen Jahres durch Mannschaften der Depots, sowie durch die Einstellung der Pontonire hundert und neun und siebenzig Mann betrug, der Unterschied in dem Stärke-Rapport aber nur hundert und

vier und dreißig Mann beträgt, so ergiebt dies seit jener Zeit einen neuen Verlust von fünf und vierzig Mann, welcher zu einem Drittheil auf Sterbefälle, zu zwei Drittheilen aber wiederum auf die gläckliche Desertion einzelner Leute zu schieben ist.

Die neue Einstellung der Pontonire in das Infanterie-Bataillon war offenbar nichts Anderes als eine abermalige Umgehung der von der kaiserlichen Regierung erhaltenen Befehle. Aber der Graf Caxias, welcher überhaupt keine Ahnung von der Bedeutung einer Brücken-Equipage hatte, und es auch nicht der Rede wert hielt, den schönen aus dreißig Haquets bestehenden *Virago'schen* Brücken-Train eines Blicks zu würdigen, meinte mit großer Naivetät, er brauche keine Pontonire. Der Brücken-Train wurde daher nach Rio Grande zurückgeschickt, nur ein oder zwei Pontons begleiteten, wie es scheint als Rarität, die Armee. Der Etat des Bataillons aber gerieth durch diese Einstellung in eine noch größere Verwirrung wie zuvor, da der Major v. Lemmers den Wünschen seines Protektors wie immer auf Kosten der eigenen Truppe zuvorkommend, derselben auch diejenigen Vortheile vergab, welche ihr durch den Zuwachs von zwei neuen Kompagnien hätten entstehen können. Aus acht Kompagnien der deutschen Truppe mit ihrem bereits ganz lächerlichen Etat von Offizieren und Unteroffizieren hatte der Major v. Lemmers also endlich glücklich vier, und außerdem noch die Ersparnis gemacht, daß den Pontoniren nicht mehr der ihnen in Rio Janeiro bewilligte erhöhte Sold, sondern nur der der Infanterie gezahlt zu werden brauchte. Für solche Opfer glaubte derselbe Major nun sich ungestört dadurch entschädigen zu können, daß er das Geld für die mehr requirirten und nicht in natura empfangenen Lebensmittel in seine Tasche steckte; ja diese letztere hatte eine solche Dehnbarkeit, daß sie täglich sechs Ochsen aufzunehmen vermochte.

Sein Freund und Bundesgenosse, ein alter brasiliianischer Unterlieutenant mit Namen Pinto, welchen er sich nach glücklicher Beseitigung des in Hamburg als Quartiermeister

kontrahirten Herrn Fischer (indem er diesen Unglücklichen des Einverständnisses mit Rosa'schen Emissären verdächtigte) für diesen Posten ausgesucht hatte, war dafür unumschränkter Verwalter des Soldes der Truppe, den er von der Pagadaria (Hauptzahllamt der Armee) in dem momentan gerade höchsten Münzfuß empfing, und durch Wechselung in den gerade niedrigsten Münzen an die deutsche Truppe zu verabreichen wußte. Mais l'argent fait la guerre. Obwohl dieses Wechselgeschäft doch monatlich ein recht hübsches Sümmchen eintrug, so war dieser Mensch, den selbst seine Landsleute einen großen Cadrão (Spitzbuben) nannten, damit doch nicht zufrieden, sondern machte sehr bald verschiedene Einfälle auf das Gebiet der nicht geschlachteten Ochsen, welches der würdige Major doch als ein ausschließlich ihm gehöriges Revier betrachtete.

Aus den hierauf folgenden Denunziationen konnte der Graf Carias wenigstens ersehen, daß sein Schützling mit Erfolg die brasilianischen Institutionen zu studiren sich bemühte, ihm aber dennoch treu bliebe, indem er nichts von dem Gewinn für Hebung der verhafteten deutschen Truppe vergeudete. Die Officiere des Bataillons, welche diesen Handel nicht mehr hindern konnten, thaten als ob sie ihn gar nicht bemerkten, die Soldaten aber warteten bereits nur die Entscheidung ab, ob man von ihnen für so geringen Lohn noch fernere Bemühungen verlangen, oder sie ohne Weiteres gleich der Artillerie zur See nach Rio Grande schicken würde, um ihren Entschluß zu fassen. Daß in Montevideo trotz der brasilianischen Okkupation kein Deserteur verfolgt werden würde, war ihnen, durch die nicht unbedeutende Zahl ihrer daselbst befindlichen Kameraden schon bekannt geworden.

Der April-Monat des Jahres 1852 kam somit heran. Die Montevideische Regierung bedankte sich für die erhaltene wirksame brasilianische Unterstützung an Leuten und an Geld, und bat, nachdem die eigene Truppen-Brigade von Buenos Ayres zurückgekehrt war, den kaiserlichen Feldherrn höflichst,

binnen acht Wochen ihr Land verlassen zu wollen, worauf die Ratifikation der abgeschlossenen Verträge erfolgen würde. Da dieser die errungenen Vorbeeren nicht von Neuem auss Spiel sezen wollte, auch der Winter heranrückte, welcher die zahlreichen Ströme des Landes selbst in ihren oberen Flussläufen ohne Brücken-Train unüberschreitbar mache, so entschloß man sich brasilianischer Seits kurz zum Abmarsche. Am 3. April Abends erfuhr man im Lager von Cerrito, daß am folgenden Tage sich Alles in der Richtung auf S^a Luzia in Bewegung sezen solle. Die deutschen Soldaten aber schienen gar nicht Lust zu haben, den andern Morgen abzuwarten, sondern sezten sich sogleich einzeln und in ganzen Banden zu Lande und zu Wasser mit Gepäck und Waffen in der Richtung auf Montevideo in Bewegung. Nur der Ueberredung und dem energischen Einschreiten der Kompagnieführer war es zuzu-schreiben, daß die Auflösung nicht sogleich die ganze Truppe ergriff. Nahe an siebenzig Mann aber erklärten sich Invalide, frank oder zu geschwächt, um den Marsch ertragen zu können, und mußten nach oberflächlicher Untersuchung durch brasilianische Aerzte noch am selben späten Abend nach Montevideo übergeschiffet werden, woselbst sie, da das Lazareth keinen Platz mehr hatte, ebenfalls auf offener Straße sich selbst überlassen blieben. Auch am folgenden Tage dauerte die Desertion einzelner Leute noch ununterbrochen fort. Da das Bataillon mit den in Cerrito kampirenden brasilianischen Truppen sich erst am späten Nachmittage in Marsch sezte, und denselben gleich, als ob man vor einem siegreichen Feinde davonlief, bis in die Nacht fortsetzte, so kann man sich die Verlegenheit der Officiere denken, welche nicht mehr zu sehen vermochten, wie viele Leute vorwärts und wie viele rückwärts marschirten. Mehr als zweihundert deutsche Desertire zogen deshalb an demselben Tage in Montevideo ein, an welchem Graf Caxias die Stadt mit der „glorreichen“ ersten brasilianischen Division verließ.

Bier hundert und achtzig bis vierhundert und neunzig

Mann waren ihren Officieren auf der Straße nach S^a Luzia gefolgt.

Es bleibt fraglich, ob die Duldung dieser längst vor- auszusehenden und daher so leicht zu hindernden Desertion blos der brasilianischen Indolenz zuzuschreiben ist, oder ob Graf Caxias gewünscht hatte, die ganze deutsche Truppe möchte sich bei dieser günstigen Gelegenheit empfehlen. Sicher ist nur, daß der Major v. Lemmers, das treue Echo der Gefühle seiner Obern, dem versammelten Bataillon noch wenige Tage zuvor erklärt hatte, daß es ihm vollkommen gleichgültig sei, ob es in Masse oder einzeln desertire. Gewiß aber ist auch, daß das von Franzosen und Italienern überfüllte Montevideo nur geschickten Handwerkern ein gutes Unterkommen gewährt, daß daher schon am folgenden Tage einzelne der Deserteure sich den Lazarethen anschlossen und mit denselben sich ruhig nach Rio Grande einschiffen ließen, während später noch Mancher wieder als Arbeiter nach derselben Provinz zurückkehrte. Dennoch verlor das Bataillon bei dieser Gelegenheit seine besten Handwerker.

Die Straße von Montevideo führt über bergiges und wellenförmiges Terrain hinweg, nach zurückgelegten vier Leguas schon durch den kleinen freundlichen Flecken S^a Pedro, sodann nach abermals vier bis fünf Leguas bei dem ähnlichen, etwas größeren Orte Canelones rechts vorbei mittelst vier bequemer Tagemärsche nach dem Flüßthale des S^a Luzia, welches von hohem und dichtem Gebüsch an beiden Ufern eingesaft und von breiten mit hohem Graswuchse bedeckten Wiesen begleitet, sich von Nordwesten nach Südosten der La Plata-Mündung zuwendet, und für die Kriegsführung in diesen Ländern einen offenbar wichtigen Abschnitt bildet. Hinter demselben machte denn auch Graf Caxias für einige Zeit Halt, und versammelte seine ganze, noch etwa zehn Bataillone Infanterie, zwölf Geschüze reitender Artillerie und vier und zwanzig Schwadronen Linien- und National-Garden-Kavallerie starke Armee in der Nähe des gleichnamigen

Fleckens. Diese Armee, deren Zahl man ungefähr berechnen kann, wenn man das deutsche Bataillon noch immer als eines der stärksten annimmt, wurde in zwei Divisionen getheilt, von welchen die erste unter den Befehlen des Marechal do Campo Marques blieb, die zweite aber der Marechal do Campo Caldwel kommandirte. Das deutsche Bataillon wurde diesem letzteren zugetheilt und seiner besondern Obhut anvertraut. Es bildete mit dem vierten brasiliianischen die zweite Infanterie-Brigade derselben Division.

Aber auch der Major v. Lemmers sollte jetzt die Erfahrung machen, daß man des Instrumentes sich zu entledigen sucht, sobald man es gebraucht hat. Die Auflösung des Bataillons war doch eine zu offensichtliche gewesen, als daß man sie hinterher hätte mit Stillschweigen übergehen können, und das trotz aller so eben erst empfangenen Sachen noch immer klägliche Neußere der Truppe bezeugte zu deutlich einen Grad von Habsucht ihres Kommandanten, als daß selbst ein brasiliianischer General noch länger hätte die Augen schließen können. Im Kreise aller Stabsoffiziere der Armee erklärte Graf Carias dem Major v. Lemmers, daß das von ihm befehligte Bataillon das schlechteste und unzuverlässigste der Armee sei, daß die Soldaten der übrigen zwar Schwarze wären, die Deutschen zwar weiße Gesichter hätten, alles Uebrige an denselben aber schwarz wäre. Schmerzlicher als dieser offenbar nur ihm geltende Hohn berührte den Major der Verlust der Ochsengeschäfte, welche, wie es scheint, in unbekannte Hände geriethen, natürlich ohne daß der Truppe hierdurch irgend welcher Vortheil erwachsen wäre. Ja, er mußte sogar fühlen, daß der Verlust der Gunst des Höchstkommandirenden allsogleich auch alle Unter-Befehlshaber jebweder Rücksicht gegen den Gefallenen überhebt, indem ihn der General Caldwel wegen einer Kleinigkeit vor der Tete der Truppe arretiren ließ und, wie es hieß, nur aus Schonung nicht auf die Armee-Wache schickte. Er konnte auf der andern Seite aber auch bemerken, wie vollständig er die Ach-

tung der eigenen Leute bereits verloren hatte, da diese Maßregel auch nicht den mindesten Eindruck auf dieselben machte. Die unverkennbare Absicht, das Kommando des Bataillons nach Fehlschlagen aller früheren Experimente jetzt einem Brasilianer zu übergeben, scheiterte indessen schon daran, daß die wenigen bei der Armee befindlichen bereits seit Jahren naturalisierten Ausländer, welche vorläufig doch allein in Betracht kommen konnten, das zweideutige Geschenk ablehnten. Major v. Lemmers aber suchte in seiner wirklich kläglichen Lage Mitleid zu erregen, stellte sich kränklich, verließ von nun an sein Zelt und Felbett fast nur, wenn es abgebrochen werden mußte, und errang dadurch vorerst den ungehofften Vortheil, daß er zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit täglich ein ganzes Pfund Reismehl aus dem Lazareth requiriren konnte, und keine Eingriffe mehr in die Stationen seiner Burschen und Ordonnaßen zu machen brauchte. Indem er die Schuld aller stattgehabten Unordnungen abermals auf die Unfähigkeit der Officiere und die Schlechtigkeit der Leute schob, suchte er die Kunst seines Protectors nach und nach dadurch wieder zu erlangen, daß er einige brasilianische Alferes und Kadetten hinter seinem Zelte in den Abendstunden im Bajonett-Fechten unterrichtete. Da dies die einzige militärische Erfindung der Neuzeit war, welche dem Grafen Caxias zur vervollkommenung seines sonst unübertrefflichen Heeres der Einführung werth schien, so spekulirte Major v. Lemmers nicht mit Unrecht hierbei auf eine fernere einträgliche persönliche Beschäftigung nach der vorauszusehenden baldigen Auflösung seiner Truppe, und obgleich verschiedene Unterofficiere dieser die Angelegenheit viel besser besorgt hätten, sprang er trotz seiner angeblich geschwächten Gesundheit zum größten Gaudium der deutschen Soldaten persönlich mit den Kadetten herum.

Officiere und Soldaten aber fühlten, daß unter den obwaltenden Umständen ein festes Zusammenhalten das einzige Mittel war, die Integrität des Bataillons zu wahren. Die

geringe Stärke der Kompagnien machte die Einführung einer strengeren Disciplin in denselben möglich, die Lieferung der Lebensmittel und die Auszahlung des Soldes hatte in der ganzen Armee ihren regelmäßigen Fortgang, und die kältere Temperatur des herannahenden Winters machte auf die norddeutschen Naturen einen günstigen Eindruck. Die Invaliden aber und Marschunfähigen waren in den Lazarethen von Montevideo zurückgeblieben. So geschah es, daß das Bataillon denselben Weg, welchen es im Sommer des vergangenen Jahres unaklimatisirt und geschwächt sich mühsam entlang geschleppt hatte, jetzt mit überraschender Leichtigkeit zurücklegen konnte, ohne selbst einen nennenswerthen Kranken nach der brasilianischen Grenze mitzubringen. Der Wachtdienst im Lager und die wenigen Vorposten, welche man ausschaltete, traf das deutsche Bataillon sowie jedes andere der Armee, und der längere Aufenthalt am S. Euzia verschaffte ihm sogar die Gelegenheit, in einem natürlich nur ganz elementaren Linear-Exercitien mit den vier brasilianischen die unendliche Ueberlegenheit des preußischen Reglements über das brasilianische und den Unterschied in der Ausbildung einer europäischen gegenüber einer Neger-Truppe zu zeigen. Auch auf dem Marsche war der Kontrast ein greller. Die ohnehin schon schwachen schwarzen Bataillone ließen zahlreiche unglückliche Geschöpfe todt oder erschöpft auf der Marschroute liegen, von den Deutschen zog zwar noch dann und wann ein Traineur unmuthig hinter der Kolonne her, auf dem Boden aber sah man keine mehr liegen.

Alles das aber vermochte nicht mehr die Kluft zu schließen, welche die erlittene Behandlung und die durchlebten Verhältnisse zwischen dem fremden Bataillon und der so heterogenen Armee gebildet hatte, in die es das Schicksal geworfen. Man hasste sich gegenseitig recht gründlich. Fortwährende kleinliche Chikanen auf der einen Seite und höhnische Renitenz auf der andern wechselten mit einander ab, und die Brasilianer konnten es den Deutschen auf den Gesichtern lesen,

daß sie sich der seltsamen Wassergenossenschaft schämten. Auch zwischen den Officieren beider Nationalitäten fand keinerlei Umgang statt, obwohl die Zelte des nächsten Bataillons oft kaum zwanzig Schritte von denen des deutschen abstanden. Der Kontrast in den Charakteren, ja in Allem und Jedem, was das menschliche Leben betrifft, war zu groß, als daß selbst die Zeit und veränderte Umstände ihn jemals hätten vertilgen können. Graf Carrias hatte daher seinerseits nicht Unrecht, wenn er den festen Vorsatz bekundete, nach Ankunft in Brasilien die sofortige Auflösung der deutschen Truppe zu bewirken, nur befand er sich in einem abermaligen Irrthume, wenn er, den Insinuationen des Major v. Lemmers folgend, glaubte, der größere Theil der noch übrigen deutschen Soldaten würde aus Arbeitschäu sich nach der Auflösung für neues Handgeld sogleich bei den brasilianischen Bataillonen annehmen lassen. Das deutsche Bataillon erfuhr also, daß es nach beendigtem Marsche aufgelöst werden würde, und freute sich dessen, obwohl es über das Wie der beabsichtigten Auflösung im Unklaren blieb.

Zwei Marsche südlich der Stadt Cerro Largo theilte sich die Operations-Armee. Die kleinere Kolonne schlug unter dem Kommando des General Caldwel den Weg links nach Bagé ein, die größere unter dem General Marquess marschierte auf Cerro Largo und von da auf Jaguárdo. Das deutsche Bataillon trat von der zweiten Division zur ersten über, mußte aber die Ehre, jetzt unter den Befehlen des Helden von Moron zu stehen, leider zu theuer mit einem zweitägigen Bergessen der Fleischlieferung bezahlen. Auch verabsäumte der sogenannte Generalstab derselben nicht, wahrscheinlich zur Abwechselung mit den immer lästiger gewordenen Wasserpartien (man passirte unter andern bei Cerro Largo eine fast eine halbe Stunde breite, überall drei Fuß tiefe Ueberschwemmung, weil der Fluß an den schmalen Stellen nicht mehr durchschreitbar war) die Division mit allem Zubehör in einem steinigen Bergland umherzuführen, und zu guter

legt den Weg nach dem eigenen Vaterlande ein Paar Tage lang ganz zu verlieren. Dennoch kam die Infanterie endlich glücklich am Jaguarão an, überschritt auf Böten den Fluß bei der gleichnamigen Stadt am 5. Juni und schlug neben derselben ihre Zelte auf. Graf Caxias hatte schon ein Paar Tage früher daselbst seinen Einzug als Triumphator gehalten.

Auch das deutsche Bataillon hatte den seinigen gehalten. Aber die Gesühle, welche es beselten, waren wahrlich keine erhebenden. Abermals durchgängig barfuß, in zerlumpten Hosen, unkenntlich gewordenen Waffenröcken, auf dem Kopfe einen schmutzigen Deckel als Mütze, marschirten die deutschen Soldaten neben einem plötzlich aufgepusteten brasiliäischen Bataillon auf demselben Platze auf, welcher im August des vergangenen Jahres es kaum allein auszunehmen vermochte. Der Kontrast zwischen jetzt und damals war zu groß, als daß er nicht von Allen hätte gefühlt werden müssen. Der Moment des Einmarsches in Jaguarão war für die Truppe der Erwachens aus einer neunmonatlichen moralischen Verflüzung. Man erkannte das Entehrende der ganzen Lage, die selbst begangenen Fehler, und schämte sich.

Ein solcher Moment ist stets ein kritischer, und wurde es hier um so mehr, als einertheils die Bewohner der Stadt Jaguarão unverhohlen ihren Unwillen über die Behandlung ausdrückten, welche die deutsche Truppe erduldet haben müßte, und anderntheils von Neuem Alles geschah, die Indignation der Soldaten zu heben. Major v. Lemmers hatte ihnen verkündet, daß sie in Jaguarão neu bekleidet, sobann aber zu Schiffen weiter transportirt werden würden, und suchte diese Täuschung auch während des kurzen Haltes in Jaguatão zu nähren, obwohl daselbst weder Depots zur Einkleidung, noch Schiffe zum Transport vorhanden waren. Nachdem aber Graf Caxias sich von seinen schwarzen, braunen und gelben „companheiros e amigos“ empfohlen hatte, und mit dem ihn erwartenden kleinen Dampfschiffe nach Pelotas gereist war, erließ der General Marquess den Befehl, daß das

deutsche Bataillon noch am selben Nachmittage auf der Straße nach Pelotas abmarschiren sollte.

In dieser Verlegenheit suchte der Major v. Lemmers, welcher wohl wußte, daß er nur so lange mit dem Bataillon hatte bestehen können, als es von der ganzen brasiliischen Armee umgeben war, Exesse zu erregen, um die beabsichtigte Selbstauflösung anzubahnen. Er behauptete, die brasiliischen Behörden hätten ihn betrogen, jeder, der nicht weiter marschiren wolle, möchte ins Lazareth gehen, er selbst sei auch krank, könne nicht mehr weiter u. dgl. m. Allso gleich nahm fast das ganze Bataillon das Gepäck um und die Gewehre in die Hand, und beschloß in Masse nach der Stadt und vor das Lazareth zu rücken. Dies aber war es nicht, was der plötzlich so menschenfreundliche Major wünschte. Er bat daher den Hauptmann Siber, welcher als nächstältester Officier in den verschiedenen Krisen stets seine Stelle vertreten mußte, mit dem Bataillon abzumarschiren. Mit Ausnahme von nahe an funfzig Mann, hauptsächlich aus der Reihe der größten Taugenichtse, welche das Lazareth belagerten, folgte denselben die ganze Truppe, die Lächerlichkeit solcher Demonstration ein sehend. Nicht so der eigene, wirkliche Kommandeur. Er wollte ebenfalls mit dem Lazarethe eingeschifft werden, und wegen geschwächter Gesundheit seinem Protektor folgen. Außer dem Bewußtsein seiner eigenen moralischen Vernichtung innerhalb der Truppe mochte ihn hierzu noch der Umstand treiben, daß die Legua von nun an, als innerhalb der brasiliischen Gränzen zurückgelegt, nicht mehr den Stabsofficier auf zwei Pataçôes, noch der Subaltern-Officier mit einem bezahlt wurde, auch Kriegszulage u. s. w. aufgehört hatte. General Marquess sah mehrere Tage später sich genöthigt, die renitenten Soldaten als Prezös nach Pelotas zu schicken, während er den Major v. Lemmers zwang, in einer Karette seiner marschirenden Truppe zu folgen.

Der dreißig Leguas lange Marsch von Jaguarão nach Pelotas war für das deutsche Bataillon offenbar der schwie-

rigste, welchen es zurückzulegen gehabt hatte. Es war Juni und somit Winter. Die zahlreichen kleineren und größeren Flüsse, welche in den Lagoa Mirim abflossen und überschritten werden mußten, waren durch die Regenzeit angeschwollen, der sogenannte Weg fast grundlos. Dieser letzte führte auf den ersten beiden Marschen noch über ziemlich ödes, nasses Kamp- und Morland, am dritten nach dem kleinen Flecken Arroio Grande an dem gleichnamigen reißenden Flüßchen. Der Ort selbst zählt, nebenbei gesagt, nicht mehr als zwanzig Häuser, von welchen eins die Kirche, das zweite das Pfarrhaus ist, während ein drittes einem guten Deutschen gehört, der als Besitzer einer Venda ganz glücklich war, plötzlich den Besuch von so vielen Landsleuten zu erhalten. Hier erwarteten die reitende Nationalgarde den Comarca von Pelotas und ein Theil des vierzehnten Bataillons, welches während des Feldzuges Cerro Largo und Jaguarão besetzt gehalten hatte, das deutsche Bataillon, und setzten mit ihm ihren Marsch nach Pelotas fort. An den drei folgenden Tagen wurden ununterbrochen neue Arroio's, d. h. kurze und tiefe Wasserläufe überschritten, von deren rasch wechselnder Wasserhöhe man sich durch die scherhaftesten Scenen überzeugen konnte. Als eines Abends das Bataillon an dem sicherlich achtzehn Fuß hohen trocknen Uferrande lagerte, begann mit der Dunkelheit der Regen, welcher einige Stunden vorher erst aufgehört hatte, von Neuem, und bereits um vier Uhr Morgens bespülte das Wasser des übergetretenen Flüßchens die Zelte. Es wurde Allarm geschlagen, und nun begann eine Auswanderung, wie nur die Kinder Israels sie durchgemacht haben könnten! Das Wasser stieg höher und höher, und kaum war der ganze Lagerplatz glücklich geräumt, kaum waren mit der größten Schwierigkeit die wenigen Habfseligkeiten, welche man noch im Besitz der deutschen Truppe zu erwarten berechtigt war, gerettet, als die vollständig eingebrochene Tageshelle einen breiten See beleuchtete.

Der Regen hatte aufgehört, die Sonnenstrahlen befun-

deten sehr bald ihre Kraft. Man trocknete sich seine zerlumpten Kleider und durchlöcherten Zelte, und schlug tausend Schritte weiter von Neuem das Lager auf. Die Abhärtung der Soldaten oder vielleicht ihre vollständige Abstumpfung gegen Alles, was sie umgab, war bereits eine solche, daß man zur Zeit des Abbrechens des nächtlichen Lagers Biele fand, welche im wahren Sinne des Wortes halb unter Wasser gesetzt noch ruhig im tiefsten Schlafe lagen. Bei andern Gelegenheiten mußte das preußische Reglement durch das Kommando „Hosen aus, Patrontaschen auf die Bajonette“ kompletirt werden. Man sah dann eine wirre Masse von unbeschreibbaren Gegenständen sich über den Wasserspiegel fortbewegen, von den kleinen Tambours bekundeten gewöhnlich nur die auf dem Kopf getragenen Trommeln, daß sie noch vorhanden wären, ein ungemein langer Bataillons-Tambour aber diente den Folgenden als Markzeichen, wie weit jedem Einzelnen das Wasser reichen würde. Der Piratinim, welcher seine fast hundert Schritt breite, tiefe Wassermasse zwischen den mit dichtem Urwald besetzten Ufern mit reißender Schnelligkeit dem Lagoa Mirim zuführt, mußte auf Boten überschritten werden. Leider aber waren nur zwei kleine Nachen, von denen einer sogar auf der linken Seite nur ein halbes Bord hatte, zum Übersezgen der ganzen kombinierten Brigade vorhanden. Man brauchte daher fast anderthalb Tage zur Bewältigung der Passage. Die Pferde wurden haufenweise in den Fluß getrieben und durch ununterbrochenes Geschrei der Treiber zum Hinüberschwimmen genöthigt. Die Ermateten ertranken natürlich in der Strömung oder blieben rettungslos in dem undurchdringlichen Buschwerk des Ufers stecken. Der Las Pedras, ein ungefähr zwanzig Schritte breiter, reißender Nebenfluß des vorher Genannten bot am folgenden Tage eine neue Abwechselung dar. Da der hier den Reisenden gewidmete kleine Nachen unbrauchbar war, so beschloß man, eine Brücke zu schlagen. Zwei der auf beiden Ufern sich gegenüberstehenden Bäume nämlich wurden gefällt und mit ihren

Kronen in einander gestürzt. Dieses Kunstwerk der neuern Baukunst erhielt dann noch durch Abzügen der hinderlichen Aeste die höhere Vollkommenheit. Nachdem Alles glücklich hinübergeklettert war, erkannte man zum ersten Mal die Weisheit des großen brasiliianischen Obersfeldherrn, welcher meinte, Brasilien brauche keine Pontoniere!

Um linken Ufer des Rio Pedras erhebt sich das Terrain sichtlich zu scharf gezeichneten, übrigens immer noch niedrigen Gebirgsketten, welche in der Gegend des bezeichnend benannten Fleckens Ladroes (Diebe) sich der Serra dos Tapes anschließen. Da der alte, die Marsch-Kolonne befehligende, Nationalgarden-Oberst, ein Jacquiador (Besitzer großer Schlachttereien) der Umgegend von Pelotas, als wahrer Kampfmann die gerade Richtung den freilich nicht allzu einladenden, gebahnten Wegen vorzuziehen gewohnt war, so machte zu guter Letzt das deutsche Bataillon auch noch eine kleine Gebirgsreise, wobei man wenigstens froh war, daß nicht der Generalstab des Helden von Moron, sondern des Landes kundige Nationalgardisten den Weg zeigten. Man kam demnach auch, ohne sich zu verirren, nach drei Tagen schon glücklich vor Pelotas an. Hier war natürlich neuer Triumphzug. Doch ersparte man den ehrlichen Allemaes die Parade, wahrscheinlich, weil man die Schamhaftigkeit der schönen Damen von Pelotas nicht allzusehr durch den sichtbaren Mangel der Beinkleider in Anspruch nehmen wollte. Das Bataillon bezog die in der Praia (der Uferstraße jedes an irgend einem Wasser gelegenen Ortes) schon früher inne gehabten leeren Magazine und kam somit am 20. Juni zum ersten Male wieder unter Dach und Fach. Seit dem 17. September des vergangenen Jahres hatte es ohne Unterbrechung unter Zelten geschlafen.

In Pelotas ruhte General Carrias noch auf seinen Vorbeeren. Auch Major v. Lemmers und die in Jaguarão verloren gegangenen Traineure fanden sich wieder vor. Jener hatte in seiner Karrete, diese hatten in einem Segelschiffe und ziemlich ausgehungert gleichzeitig die Stadt erreicht. Dasjenige aber,

was man in Pelotas suchte, nämlich das starke „Contingent“ des Bataillons, welches sich beim Depot gesammelt hatte, fand man nicht. Auch das Depot selbst mit seinen Beständen an Bataillons- wie an Privat-Eigenthum der Officiere und Soldaten hatte keine Spur hinterlassen.

Das „Contingent“ des funfzehnten Bataillons nämlich, welches, wie erwähnt, aus den vom Oberstlieutenant v. d. Heyde unter den verschiedensten Vorwänden zurückgelassenen Officieren und Soldaten in der Stadt Rio Grande gebildet worden und später unter das Kommando des Hauptmann v. Ehrenkreuz gerathen war, hatte durch die von Montevideo zurückgeschickten Kranken, Invaliden, Marschunfähigen und Arrestanten im Monat April die bedeutende Stärke von acht Officieren, einem Doktor und nahe an zweihundertundneunzig Mann erreicht. Da hierunter sich jedoch mehr als achtzig sogenannte Prezios befanden, welche den größern Theil ihrer Dienstzeit auf Blockschiffen abzumachen geneigt schienen, so läßt sich nicht läugnen, daß das gesammte Contingent eine Musterkarte von Taugenichtsen und militärisch Unbrauchbaren, von Kranken und Gesunden, von vielen schlechten und wenig guten Elementen darbot. General Fernández, welcher vom Grafen Cariás, als eine ihm unbeliebte Persönlichkeit, nach Rio Grande zurückgeschickt worden war, hatte dieser ganzen Gesellschaft Pelotas als Garnisonsort angewiesen, woselbst sie während der Monate April, Mai und Juni ein sorgenfreies Leben führte. Die Cariás'schen Auflösungspläne waren hier bereits durch Ablegung alles dessen anticipirt worden, was den Begriff „Truppe“ konstituirt. Der Gewehre und anderer überflüssig scheinender militärischer Gegenstände hatte man sich bereits durch Verkauf größtentheils entledigt und somit auch äußerlich den Charakter einer Art Auswanderer-Gesellschaft angenommen, welche, so lange man nichts von ihr verlangte, ruhig ihre Bestimmung abwartete. Hauptmann v. Ehrenkreuz aber war ganz der Mann, eine solche Gesellschaft zu kommandiren, oder vielmehr eben dadurch, daß er

sie ganz und gar nicht kommandirte, für das ihnen vom Grafen Tariá gesetzte Ziel vorzubereiten.

Es bleibt fraglich, ob unter den obwaltenden Umständen eine künstlerische Hand aus derjenigen, circa siebenhundertundachtzig bis achtundhundert Mann starken Menschenmenge, welche die Wiedervereinigung der auf dem Marsche gewesenen und der zurückgebliebenen oder zurückgeschickten Theile des Bataillons in Pelotas zusammengeführt haben würde, noch ein geordnetes, lebensfähiges Bataillon hätte formiren können. Daß aber auch nicht die mindeste Absicht zu einer Reorganisation vorhanden war, bewies schon der Umstand, daß Graf Tariá wenige Tage vor Ankunft des Bataillons das „Contingent“ zu Schiffe nach dem Innern der Provinz weitergesendet und bereits befohlen hatte, daß jenes diesem ohne Aufenthalt folgen sollte. Nachdem die einzelnen Abtheilungen in Porto Alegre noch einige Bekleidungsgegenstände erhalten hätten, sollten sie den Jacuhy aufwärts nach der Stadt Rio Pardo weiter befördert werden und daselbst die Auflösungs-Ordre abwarten. Es war der letzte Schlag, welchen der brasiliische Obergeneral der deutschen Truppe versetzt hatte. Nach demselben reiste er sogleich nach Rio Grande und bald darauf nach Rio de Janeiro ab. Auch Major v. Lemmers bewies in diesem Augenblicke sogleich, daß sein Schatz an Schurkenstreichern noch nicht erschöpft sei. Als nämlich, wie früher beschrieben, das kaiserliche Ministerium nach Verabschiedung der von Colonia do Sacramento zurückgeschickten Officiere vier neu aus Europa angekommene nach Montevideo geschickt hatte, war an den Obergeneral zugleich die bestimmte Aufforderung ergangen, zur Besetzung der nun noch übrig gebliebenen Bataillen des Officier-Körps aus dem Bataillon selbst geeignete Individuen vorzuschlagen. Major v. Lemmers hatte diesen Umstand den noch bei der Truppe befindlichen Officieren verheimlicht, und man kann sich daher nach seinen Antecedenzien einen Begriff von dem machen, was er bei Einreichung der Vorschläge unter „geeigneten Individuen“ verstanden hatte.

Es genüge zu ihrer Charakteristik die Behauptung, daß kaum einer derselben unter irgend welchen denkbaren Konjunkturen in Europa hätte nach den Späulettchen streben können, und daß unter dieser Zahl die Besetzung der Adjutanten-, Sekretär- und Quartiermeister-Stellen des Bataillons begriffen war. Es genüge endlich zu wissen, daß die Ernennung derselben sich seit Cerro Largo bereits in den Händen des würdigen Bataillons-Kommandeurs befand, die Publikation derselben aber von ihm aus Furcht vor Skandal bis zu dem Augenblick zurückgehalten wurde, wo Skandal ihm eben als kein Unglück mehr erschien. Er selbst entfernte sich jedoch nach geschehener Publikation eiligest von Pelotas nach Rio Grande, das Bataillon auch ferner sich selbst überlassend.

Das kaiserliche Ministerium, welches Alles gethan hatte, die deutsche Truppe zu halten, war abermals betrogen worden; Graf Cariá aber, welcher die bessern europäischen Officiere so glücklich entfernt hatte, behält immerhin das zweideutige Verdienst, sie durch „Estrangeiros“ seiner Wahl ersezt zu haben.

Nach der Abreise desselben wurde der bisherige Vice-Präsident Dr. Oliveira Bello, ein beschränkter, unbedeutender Mann, oberster Gewalthaber in der Provinz Rio Grande do Sul. Da seine kaum einjährige, von allen Seiten auf das heftigste angegriffene Verwaltung der Provinz bereits hinlänglich erwiesen hatte, mit welcher Einseitigkeit er die Frage der Kolonisation behandelte und mit welcher Aengstlichkeit er das wirkliche Aufkommen der Fremden zu hinterstreben bemüht gewesen war, so hatte die deutsche Truppe keine Ursache, an diesen Wechsel die mindesten Hoffnungen zu knüpfen. Auch herrschte der Cariás'sche Einfluß in den ersten Monaten in den Verwaltungskreisen noch fort. Ja dem deutschen Bataillon sollte es sogar noch beschieden sein, unter den Befehlen eines Mitgliedes der Familie des „großen Mannes“ sein Ende zu finden. In Porto Allegre nämlich hatte der Onkel desselben, ein Oberst Lima e Silva,

das Stadtkommando, sowie das des vierzehnten Bataillons, welches, gleichsam eine Art Garde, unveränderlich die Garnison dieser Provinzial-Hauptstadt bildete. Das nach Rio Pardo verwiesene deutsche Bataillon fand in diesem wichtigen Manne, der als Stock-Brasilianer alle Fremden recht herzlich haßte, einen Brigade-Kommandeur. Da obenein der Sieger von Moron noch General-Kommandant der Provinz war, so durfte es nicht befremden, daß die nahe Auflösung der deutschen Truppe allgemein als eine ausgemachte Sache betrachtet wurde, aus dem plausiblen Grunde schon, daß man sie jetzt nach Beendigung des Feldzuges, in welchem sie nichts genutzt hätte, nicht mehr brauche.

Das mit Farinha-Mehl und Charke (d. h. getrocknetes Fleisch) für sechs Tage miserabel verpflegte deutsche Bataillon war am 24. Juni in Pelotas auf Befehl des genannten Vice-Präsidenten auf kleinen Segelschiffen dicht gedrängt verpakt und in den großen Lagoa dos Patos versandt worden. Da auch das Glück die armen Deutschen völlig verlassen zu haben schien, so trat, als die meisten Schiffe sich mitten auf dem See befanden, eine hier ungewöhnlich lange Windstille ein, und die Reise von Pelotas nach Porto Allegre, die von den Dampfschiffen in sechsunddreißig Stunden zurückgelegt wird, dauerte für mehrere dieser Fahrzeuge nicht weniger als zwölf bis vierzehn Tage. Man sah sich genötigt, dem vollständigen Mangel an Lebensmitteln durch Landungen an einzelnen bewohnten Punkten des Lagoa abzuhelfen.

So gelangten denn endlich in den ersten Tagen des Juli nach und nach die Bruchstücke der deutschen Truppe in Porto Allegre an. Aber der Zustand, in welchem sie hier eintrafen, machte denn auch wirklich die Brasilianer beschämt. Noch immer barfuß, bei der zu jener Zeit eingetretenen Kälte von ihren Lumpen nur dürlig bedeckt, war der Anblick der deutschen Soldaten auf den Straßen der Stadt wirklich Mitleid erregend und zurückstoßend. Ihre zahlreichen Landsleute aber, feig und egoistisch wie alle die brasilianischen Städte bewoh-

nenden Fremden, hielten sich von ihnen fern, da sie ja augenscheinlich keinen Bingtin in der Tasche haben konnten, und folglich nichts von ihnen zu profitiren war.

Aus den Magazinen von Porto Alegre erhielt das Bataillon nach und nach endlich die am dringendsten benöthigten Bekleidungsgegenstände. Unter den obwaltenden Umständen aber konnte dies nicht als eine neue und vollständige militärische Einkleidung betrachtet werden, sondern trug in jeder Beziehung nur den Charakter eines letzten Gnadengeschenkes an die sobald als möglich zu entlassenden deutschen Soldaten. Die Einkleidung war daher nichts weniger als vollständig, und verlor auch schon dadurch bedeutend an Werth, daß sie eben nur stückweise und nach und nach geschah, auch der bei weitem größere Theil der Truppe in ihren schmückigen Lumpen selbst noch die Reise bis Rio Pardo hatte fortfesten müssen. Das deutsche Bataillon hatte daher nach beendetem Feldzuge das seltsame Glück, als wahre „Farappen“ seinen Triumphzug in allen größern Städten der Provinz zu feiern. Man könnte ihm nirgends eine längere Ruhe, um es zur Besinnung kommen zu lassen, sondern stieß es in einzelnen Abtheilungen unausgesezt weiter, bis es in den letzten und ärmsten Ort der ganzen Provinz verbannt war.

Major v. Lemmers aber, welcher zu allem Diesen so hilfreich und bereitwillig mitgewirkt hatte, sollte nun auch persönlich die Folgen seiner schamlosen Intrigen mittragen. Da es ihm nicht gelungen war, von Rio Grande aus sich noch ferner an die Fersen seines Protektors zu hängen, so hatte auch er sich nach Porto Alegre begeben und hoffte daselbst die unzweifelhaft mit dem nächsten Vapor von Rio de Janeiro zu erwartende Auflösungs-Orde um so ruhiger abwarten zu können, als der Stadt-Kommandant die letzten der dritten Kompagnie angehörigen Abtheilungen des Bataillons zur Mitversehung des starken Wachtdienstes vorläufig zurückzubehalten beschloß. Mit der ganzen in Rio Pardo nach und nach zusammengekommenen wirren Masse dagegen mußte der

Hauptmann Siber sich selbst überlassen den kommenden Ereignissen entgegensehen, ohne daß ihm die Mittel gewährt wurden, irgend etwas zur Entwirrung der unbeschreiblichen Konfusion beitragen zu können.

So kam der August-Monat heran, aber zur größten Enttäuschung Aller nichts, was den Willen der kaiserlichen Regierung bekundete, die deutsche Truppe aufzulösen. In Rio de Janeiro hatte man offenbar nicht die geringste Ahnung von der Lage, in welcher sich der größere Theil derselben befand, das Ministerium nahm das Fortbestehen derselben ihrem Kontrakte gemäß für selbstredend an, empfahl die Aufrechthaltung der Disciplin, und hatte augenscheinlich etwaigen Insinuationen des seines Einflusses beraubten Grafen Carrias kein Gehör gegeben.

Leider war es zu spät. Das Bataillon war nicht mehr lebensfähig, der Kommandeur desselben so tief gesunken, daß er auch den letzten Schatten von Autorität verloren hatte, das Officier-Korps in seiner neuen Komposition unsfähig, in irgend einer Garnison oder mit irgend einer noch so disciplinirten Truppe zu bestehen. Von Disciplin aber konnte keine Rede mehr sein. Die Soldaten betrachteten sich bereits nicht mehr als solche, nachdem man ihnen ja seit mehreren Monaten die Auflösung als das Ziel ihrer Leiden unausgesetzt vor gehalten hatte. Ueberdies hatte fast jeder Einzelne irgend welche rückständige Forderungen an Sold oder Etape. Nur eben die Hoffnung auf eine nahe kontraktmäßige Auflösung hatte sie bisher zusammengehalten und bis nach Rio Pardo geführt. Die Stadt Rio Pardo selbst aber, arm, öde und menschenleer, gewährte Niemandem die Möglichkeit, durch Arbeit der Unzulänglichkeit des Soldes abzuhelfen. Die Theure der Lebensmittel, die Unregelmäßigkeit der Soldauszahlung vermehrten die Unzufriedenheit, und das Bewußtsein, daß alle Posten des Geld- und Verpflegungs-Wesens von Seiten des Major Lemmers mit Leuten besetzt waren, welche man offen mit dem Namen „Spießbuben“ bezeichnete, hatte die Erbitterung

der Leute bis zum höchsten Grade gesteigert. Wenn demnach die plötzlich in den Vordergrund getretene Aussicht auf noch längeres Fortbestehen schon in den Reihen der ganzen Truppe die unangenehmste Enttäuschung zur Folge hatte, so lässt sich erklären, wie sehr sie die Pläne der damaligen Provinzial-Regierung und der brasilianischen Militair-Behörden durchkreuzen musste. Die Selbstauflösung war demnach das einzige Mittel, zum Ziele zu gelangen, und Major Lemmers wurde nochmals der Retter in der Noth. Allen Unterbehörden der Provinz war bereits anempfohlen worden, die deutschen Deserteure, welche im Lande arbeiteten, ungestört zu lassen, und von der noch in Porto Alegre befindlichen dritten Kompanie profitirten daher auch bei Gelegenheit der Einschiffung derselben nicht weniger als siebzig bis achtzig, indem sie bei hellem Tage mit Gepäck und Waffen nach der deutschen Kolonie Leopoldo marschirten, dem Direktor derselben, Oberst und Doktor Hildebrand, theilweise ihre Gewehre ablieferten und dann sich bei den Kolonisten vertheilten.

Major v. Lemmers sah sich demnach genöthigt, sich endlich wieder zu dem Bataillon zu begeben, bei welchem er seit so langer Zeit sich stets nur für wenige Augenblicke gezeigt hatte, um die Ansprüche auf die mit dem Kommando derselben verbundenen Zulagen nicht zu verlieren. Er kam nach Rio Pardo mit dem ausgesprochenen Vorfahe, dem Ministerium zu beweisen, „dass das Bataillon nicht mehr bestehen könne.“ Seine Ankunft daselbst aber war allein schon genügend, diesen Beweis zu liefern. Denn alsogleich verschwand auch der letzte Schein von Disciplin in dem bisher mühsam von einzelnen Officieren zusammengehaltenen Haufen. Da er von allen Seiten mit Forderungen von rückständigem Solde und Etape und um Herausgabe der im Felde ersparten „Dahsengelder“ bestürmt wurde, so suchte er durch Erregung von größeren Excessen, welche möglichst rasch die Selbstauflösung herbeiführten, dem Drängen zu entkommen, traf hierbei aber auf den Widerspruch des Hauptmann Siber, welcher von

ihm die Erhaltung der Truppe bis nach Ablauf des im Kontrakte stipulirten Zeitraumes von zwei Jahren und wenigstens eine theilweise Verwendung der im Felde gemachten Dekomoneen zur Hebung des noch immer jämmerlichen äusseren Zustandes der Truppe verlangte. Sich so plötzlich in seinen Plänen erkannt und durchkreuzt schend, blieb dem Major kein Weg, als sich sogleich gegen diesen Lehtern zu wenden. Indem er ihn als Arrestant erklärte, erreichte er sofort und in einem Maße, wie er es kaum erwarten konnte, seinen Willen. Raum war der Arrest ausgesprochen, als Unteroffiziere und Soldaten sich zusammenrotteten und die sofortige Freilassung des Hauptmann Siber, dem allein sie bis hierher gefolgt waren, verlangten. Da der Stadtkommandant, ein brasiliianischer Kavallerie-Oberst, solchen Verhältnissen durchaus nicht gewachsen war, so stieg die endlich zum Ausbruche gekommene Erbitterung der deutschen Soldaten alsbald bis zum größten Excess. Sie griffen zur Waffe, und die Kompagnie des genannten Hauptmanns umzingelte mit scharf geladenen Gewehren das Haus des Majors. Derselbe konnte nur dadurch vor Mißhandlungen gerettet werden, daß man den Arrest des Hauptmann Siber aufheben und ihn sogar bitten mußte, die aufgeregten Soldaten zur Ruhe zu bringen.

Hiermit hatte natürlich Major v. Lemmers sein für die deutsche Truppe so unheilvolles Kommando beendet. Die Folgen seiner nichtswürdigen Intrigen waren endlich auf ihn selbst zurückgefallen. Aber auch die fernere Existenz des Bataillons war zur Unmöglichkeit geworden, da der Hauptmann Siber, jede weitere Beteiligung ablehnend, sich dem Stadtkommandanten selbst als Prezo erklärte, der größere Theil der übrigen Offiziere, zumal die neu ernannten, aber nicht als solche auftreten konnten, und auch die wenigen, welche durch das ganze Labyrinth der erfahrenen Schicksale hindurch noch das Vertrauen der Soldaten erhalten hatten, es nicht mehr der Rede werth hielten, für das Fortbestehen der Truppe irgend welche Anstrengung zu machen. Major Lemmers,

welcher fühlte, wie sehr diese Art der Selbstauflösung, welche mit seiner effektiven Absezung begann, seinen eigenen persönlichen Interessen präjudizirlich war, und daß die ganze Schuld derselben auf ihn allein zurückfallen mußte, überredete daher die Officiere, ebenfalls förmlich vom Dienst zurückzutreten und mit ihm ein Schriftstück zu unterschreiben, in welchem die Unmöglichkeit des längeren Fortbestehens des Bataillons in Gründen gesucht wurde, welche mit der wirklichen Sachlage in gar keinem Zusammenhange standen. Dem brasiliianischen Stadtkommandanten, welcher schon seit Jahren vergebens an der Errichtung eines fünften Kavallerie-Regiments, dessen Formation so eben defretirt worden war, arbeitete, bis dahin aber nur erst die Musik-Instrumente beisammen hatte, konnte natürlich nichts erwünschter sein, als dieses unmilitärische und unbesonnene Zurücktreten der fremden Officiere. Er hoffte mit größter Zuversicht, daß die Auflösung des deutschen Bataillons sofort die leeren Listen seines Regiments so füllen würde, und arbeitete daher nach Kräften, dieselbe so vollständig als möglich zu machen. Major Lemmers und mehreren der übrigen Officiere wurde sogar mit der Hoffnung geschmeichelt, in demselben sicherere Plätze, als in dem von allen Seiten verlassenen und aufgegebenen Bataillon zu finden.

Nur ein Element hatte man überall bei diesen verschiedenartigen Intrigen und an dieselben geknüpften Hoffnungen übersehen, nämlich den plötzlich zum Erwachen gekommenen Willen der deutschen Soldaten. Kaum hatte Major Lemmers das Kommando des Bataillons dem Wagenmeister, als ältestem Feldwebel, übertragen, als die turbulente und unruhige Masse plötzlich zur größten Ruhe zurückkehrte. Feldwebel und Sergeanten übernahmen sofort das Kommando der Compagnieen und den Dienst der Officiere, die Wachen wurden regelmäßig bezogen, und die erstaunten Bewohner der Stadt, welche anfangs in Schrecken und Angst um ihr Leben und Eigenthum geschweift hatten, erlebten das ihnen ganz neue und unbegreifliche Schauspiel, eine Truppe, deren Indisciplin

und Unfugsamkeit bis in die entferntesten Orte ausposaunt worden war, sich selbst regieren und mit militärischen Exercitien und Manövern Vor- und Nachmittags beschäftigen zu sehen. Noch erstaunter über diese unerwartete Metamorphose aber war der General Caldwell, welcher nach Bekanntwerden der Vorfälle des 15. August von Porto Alegre nach Rio Pardo gesendet worden war und sich, verführt durch die lügenhaften Berichte des Major Lemmers und die Erklärung der Officiere, mit einem vollen Geldbeutel versehen hatte, weil er glauben mußte, der noch rückständige Sold des Juli-Monats sei die Ursache des ganzen Skandals gewesen. Er ließ daher Alles im *status quo*, zahlte dann nach und nach, als ob nichts vorgefallen wäre, jedem Einzelnen selbst den Sold aus, erkundigte sich später nach den übrigen Forderungen der Leute, und traf nun successive auf eine Verwirrung und Unordnung im Verwaltungs- und Geldwesen der Truppe, welche schon deshalb zu entwickeln völlig unmöglich war, da Major Lemmers theils aus Geiz, theils aus erklärlichen andern Gründen keinerlei Bücher hatte führen lassen, die übrigen Papiere aber von ihm auf die Seite gebracht worden waren. Der Hauptmann Siber und ein paar andere Officiere, welche, da sie nicht in die Pläne des Majors eingegangen waren, von ihm revolutionärer und anderer schwarzer Gedanken auf die Provinz bezüchtigt wurden, gingen als Prezios nach Porto Alegre und wurden daselbst von den gegen alle Fremde stets misstrauischen brasiliischen Behörden als solche gehalten, bis die ersehnte Auflösung der Truppe vollendet war. Major Lemmers aber und die übrigen Officiere folgten ihnen bald nach, da die Unterofficiere und Soldaten des Bataillons bereits ihren entschiedenen Willen erklärt hatten, sie unter keinerlei Umständen wieder anzunehmen. Brasilianische Officiere der noch immer über siebenhundert Mann starken Truppe zu oktroyiren erschien aber eben so unausführbar, als in dem fernen Rio Pardo andere Gewaltmaßregeln zu brauchen. Man griff daher zu dem Auskunftsmitte, jedem, der ihn

wünsche, unter Aufgabe seines Kontraktes sofort den Abschied zu gewähren. So hart diese Alternative auch war, da jeder Abgehende nur bis zu dem Tage seiner Entlassung den Sold erhielt, so wenig zögerte doch die größere Mehrzahl, die dargebotene günstige Gelegenheit zu benutzen, sich der eingegangenen vierjährigen Verpflichtung zu entziehen. Nur ein- bis zweihundert der Arbeits scheuen und auch wohl mancher Arbeitsunfähige schwankten noch. Da ihnen freie Fahrt nach Porto Alegre bewilligt wurde, so füllten sich die Werkstätten dieser Stadt bald mit Handwerkern, während alle diejenigen, welche hier keine Beschäftigung fanden, ihre Reise in die deutsche Kolonie Leopoldo fortsetzen und sich gleich den zahlreichen daselbst schon befindlichen Deserteuren bei den Kolonisten vertheilten. Andere wieder drängten dem Präsidenten der Provinz, meistens auf wenig rücksichtsvolle Weise, die freie Fahrt nach Rio Grande und selbst nach Rio de Janeiro ab, woselbst sie das Kriegsministerium mit Forderungen aller Art bestürmten. Andere endlich richteten ihren Wanderstab nach Montevideo. Kein Einziger aber machte von dem lockenden Anerbieten Gebrauch, für zweihundert Mil Reis Handgeld sich bei irgend einem Korps des „illustre exercito“ annehmen zu lassen, und nichts half es dem Vice-Präsidenten der Provinz, daß er allen Behörden der von entlassenen Soldaten durchzogenen Ortschaften einschärfe ließ, dieselben auf jede Weise zur Anwerbung zu verleiten.

Man hatte freilich zwar sich der geringen kontraktlichen Verpflichtungen gegen mehr als sechshundert „Estrangeiros“ glücklich entledigt, im Uebrigen aber sich gänzlich verrechnet. Der Oberst des fünften Kavallerie-Regiments hat auch heute noch nur seine Musik-Instrumente, zur Füllung der Reihen der übrigen Korps muß man nach wie vor freie oder ihrem Herrn entlaufene Neger pressen; die Kolonie Leopoldo aber, welche der schlaue Vice-Präsident durch einige friedliche, arme Kolonistenfamilien zu verstärken sich scheute, hat er selbst unverstehens durch mehrere hundert der unruhigsten Köpfe ver-

mehrt, welche leicht auch die gutmütigen Hundsrücker Bauern aus ihrem Schlendrian erwecken könnten. So kam die Auflösung eigentlich nur den Aufgelösten zu Statten.

Um erzürntesten über dieselbe aber war die kaiserliche Regierung. Einen Monat vorher hatte das Ministerium seinen jetzt bis zur Hartnäckigkeit gewordenen Willen, die deutsche Truppe zu erhalten, dadurch bekundet, daß es die Reorganisation der Pontoniere befahl und den Major Lemmers, natürlich den einzigen vom Grafen Caxias belobten deutschen Officier, zum Oberstleutnant und Official des Rosen-Ordens ernannte. Späthaster Weise traf diese Ernennung gerade in dem Zeitpunkte in Rio Pardo ein, in welchem ihn die eigene Truppe tatsächlich schon gerichtet hatte. Die mittlerweile geschehene Auflösung aber zog dem Vice-Präsidenten der Provinz den ganzen Unwillen des Kriegsministers zu. Derselbe befahl, daß funfzehnte Bataillon sowohl, wie das Pontonier-Korps, und wenn auch nur dem Namen nach, zu erhalten, dem noch übrigen Reste der Leute daher den Abschied zu verweigern, ja, wie es scheint, die Verstreuten wieder zu sammeln. Dies Letztere überstieg freilich die Gränzen der Möglichkeit. Der noch in Rio Pardo befindliche Rest des funfzehnten Bataillons aber von etwa hundert Bummern und Invaliden lebte fortan als Schatten seiner früheren Stärke unter dem Kommando eines gebornten Schweizers und brasiliischen Majors fort, und auch die deutschen Pontoniere erstiegen, etwa fünfundzwanzig Mann stark, aus ihrem Grabe. Der Hauptmann Picard, welcher bisher von Rio Grande aus den Schicksalen derselben unbeschäftigt hatte nachsehen müssen, begann endlich seine Dienstfunktionen, da sein Landsmann, der zum Major ernannte Hauptmann Haasner, bereits früher in S. Catharina am gelben Fieber geendet hatte. Dieses Schattenleben der beiden deutschen Truppenkörper hat sich bis zum gegenwärtigen Augenblick fortgezogen. Am erbittertsten aber war der Kriegsminister über das Benehmen der Officiere des Infanterie-Bataillons, zumal über diejenigen, welche durch

ihre willkürliche Dienstverweigerung die Auflösung der Truppe veranlaßt hatten. Er verlangte die Bestrafung derselben. Das einzig noch bestehende deutsche Korps, nämlich das zweite Artillerie-Regiment, sollte sie richten.

Dasselbe hatte, wie früher erwähnt, mehr Glück gehabt, als das deutsche Bataillon und die Pontoniere. Die beiden bis nach Colonia do Sacramento gelangten Kompanien waren, ohne andere Erfahrungen, als die eines zweimonatlichen Lagerlebens gemacht zu haben, Ende März des Jahres 1852 zu Schiffe wieder nach Rio Grande zurückgesendet worden und vereinigten sich daselbst mit derjenigen, etwa noch dreihundert Mann starken Abtheilung, welche die Garnison nicht verlassen hatte. Da sich in derselben Stadt auch noch der in Hamburg nachträglich engagirte Kommandeur, Oberstleutnant v. Held, sowie der Major v. Brockenhaus, befanden, so sah der vom Grafen Cariá der Truppe oktohirte brasilianische Major a. D. Mallet hier keine Stelle mehr für sich offen und befreite dieselbe von seiner Gegenwart. Das Regiment war hiernach um so mehr dem Einfluß des kaiserlichen Obersfeldherrn entzogen und dem Schutze des Ministeriums näher gerückt, als jener sich noch im Felde befand und der von der Armee zurückgeschickte und zum Kommandanten von Rio Grande ernannte Brigadeiro Fernandez sich nicht der Gunst des „Allmächtigen“ erfreute und daher auch nicht in seinem Sinne handelte. Oberstleutnant v. Held, welcher nicht mit den äußern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, welche den im Felde befindlichen Officieren überall in den Weg gelegt worden waren, konnte demnach seine ganze Thätigkeit auf die Einführung einer strengen Disciplin und die Erhaltung des äußeren Scheines bei der so glücklich vereinten Truppe ungescickt verwenden, und that dies mit einer Konsequenz und Energie, welche unter andern Umständen gewiß die Bildung einer brauchbaren Artillerie zur Folge gehabt hätten. Leider aber war Rio Grande nicht der Ort, eine solche, am allerwenigsten aber eine reitende zu bilden, da begreiflicher Weise

bei den eigenthümlichen Verhältnissen dieses Landes eine Truppe nur im Innern beritten gemacht und erhalten werden kann. Die deutsche Artillerie führt daher nur den Namen des zweiten reitenden Regiments; in der That war sie, da sie eben keine Pferde oder Zugthiere besaß, fast zwei Jahre lang nichts anderes, als eine Garnisonstruppe, welche sich nur mit Fuß-Errecitium und Wachtdienst beschäftigte. Trotz alle dem aber zeigten sich auch hier sehr bald die Fehler der Organisation, zumal aber die Folgen eines für die Landesverhältnisse zu geringen Soldes, welcher für den gemeinen Soldaten freilich immer noch täglich um ein Geringes höher als bei der Infanterie war. Denn obwohl der Oberstlieutenant v. Held außer den eigentlich kontraktlich bestehenden vier Kompagnieen noch eine fünfte formirt hatte, obschon er bei jeder derselben vier Sergeanten statt der etatsmäßigen zwei führte, und durch Führung von „pratas mortas“, sowie durch Beurlaubungen nach brasiliärischem Vorbilde den Kompagniesführern die Mittel verschaffte, ihre Abtheilungen in einem guten Bekleidungszustande zu erhalten, so war das Interesse der Soldaten am Dienste doch nimmer zu fesseln. Die Desertion geschah zwar nicht haufenweise, war aber in Summa noch größer als bei der Infanterie. Das seiner Organisation zufolge sechshundert Mann starke Regiment zählte zur Zeit der Auflösung der Infanterie kaum noch dreihundertundfünfzig Mann und sank nach derselben sehr bald unter dreihundert.

Da die Landesbewohner die deutschen Deserteure überall aufnahmen und unterstützten, so war an ein Wiedereinsangen selbst der in der Nähe gebliebenen um so weniger zu denken, als es den brasiliärischen Behörden der Provinz, wie sich leicht denken lässt, hiermit durchaus nie Ernst war. So wie man die Infanterie glücklich zur Selbstauflösung getrieben hatte, so hoffte man, daß die Artillerie mit der Zeit im wahren Sinne des Wortes „alle werden“ möchte. Wenn dieses nicht schon früher geschah, so lag es eben nur daran, daß der Oberstlieutenant v. Held, im Gegensatz zu seinem Kollegen,

dem Major v. Lemmers, unveränderlich sein Interesse in der Erhaltung seines Regiments begründet sah und das Officierkorps noch intakt geblieben war. Dennoch möchte trotz aller ministeriellen Befehle auch dieses Corps schließlich sein Ende erreicht haben, wenn nicht in der Verwaltung der Provinz plötzlich wesentliche Veränderungen vorgegangen wären.

Nach der Rückkehr des Grafen Cariás nämlich, welcher überhaupt nur während des Krieges das Präsidium der Provinz Rio Grande do Sul innegehabt hatte, war derselben in der Person des Dr. Cansancão do Sinimbú ein neuer Präsident gegeben worden. Aufgeklärt und freisinnig, wie wenige Brasilianer, die Schwächen seines Vaterlandes erkennend und von der Ueberlegenheit europäischer Bildung durch eigene Anschauung überzeugt, überdies noch mit einer Deutschen verheirathet, fand die deutsche Truppe in diesem Manne endlich einen Protektor, freilich erst, nachdem sie der Protektion kaum noch werth war. Ihrer Verfolger indes war sie mit seiner Ankunft, die leider erst im Dezember des vergangenen Jahres geschah, entledigt. Der Vice-Präsident Dr. Bello, der beschränkte Gegner aller Fremden, trat in's Privatleben zurück, um seine Wahl zum Deputirten für Rio de Janeiro zu betreiben. Der Marechal de Campo, Marquês, aber, welcher seit der Abreise des Grafen Cariás „General das Armas“ der Provinz geblieben war, hatte sich durch seine bei Moron erfochtenen Vorbeeren so sehr blenden lassen, daß er mit Hülfe der unter seinen Befehlen stehenden Truppen die Wahl zu der dritten für dieselbe Provinz durch Todesfall offen gewordene Senatornwürde zu befördern versuchte und dadurch dem kaiserlichen Ministerium den, wie es scheint, erwünschten Vorwand lieferte, ihn in Gnaden zu entlassen, oder, um sich eines preußischen Ausdrucks zu bedienen, plötzlich zur Disposition zu stellen. Marechal do Campo Caldwell trat an seine Stelle. Dieser für die ganze Provinz entscheidende Wechsel in den beiden höchsten Stellen hatte auf das Schicksal der traurigen Reste der deutschen

Truppe vorläufig den Erfolg, daß es das Schattenleben derselben, vielleicht gegen den Willen der meisten Beteiligten, auch in das Jahr 1853 hinein verlängerte. Man schien aus den Trümmern derselben doch wenigstens noch einigen Nutzen für die Ausbildung des eigenen Heeres ziehen zu wollen.

Die Infanterie freilich war entschieden verloren. Die Officiere erhielten den einfachen Sold ihrer Charge regelmäßig weiter bezahlt, und verzehrten denselben, da das Officier-Korps der Artillerie sich zu schwach erklärte, um nach preußischen Gesetzen die Untersuchung zu führen und ein Gericht abzuhalten, meistens in Porto Alegre, ohne daß man, aus leicht begreiflichen Gründen, an sie noch fernere Ansprüche machte. Die wenigen in Rio Pardo zurückgehaltenen Leute aber bezogen daselbst regelmäßig die übrigens ganz überflüssigen wenigen Wachen. Ihr nunmehriger Kommandeur, der erwähnte brasilianische Major Reising, ließ es sich natürlich vor Allem angelegen sein, eine Musikbande zu formiren, welche die effektive Stärke jeder einzelnen der vier noch immer erhaltenen Kompanieen so lange überstieg, bis sich die Hälfte der Musikanten mit ihren Instrumenten glücklich empfahl. Die fünfundzwanzig noch vorhandenen deutschen Pontoniere dagegen sollten durch Hinzukommen von brasilianischen Soldaten auf einige achtzig Mann gebracht werden und dann endlich den so lange unbenußten und von Gariás verschmähten Virago'schen Ponton-Train bedienen. Die Artillerie dagegen sollte nun endlich nach einem zweijährigen Garnisonsleben das werden, was ihr Name besagte. Sie wurde im April und Mai in einzelnen Abtheilungen von Rio Grande nach Porto Alegre und von da weiter nach Rio Pardo befördert, und kam nach zahlreicher neuer Desertion der Soldaten, welche keine Lust verspürten, sich jetzt noch zu reitenden Artilleristen auszubilden zu lassen, mit kaum mehr als zweihundert Mann in jenem für die deutsche Truppe so verhängnisvollen Orte an. Von eintausendundachtundhundert in Hamburg angeworbenen Deutschen hatten also ca. dreihundert glücklich

zwei Jahre in brasilianischen Militärdiensten ausgeharrt. Ein-tausendfünfhundert dagegen waren bereits in alle Winde gegangen, und es war keine Möglichkeit vorhanden, auch nur einen Theil derselben wieder zurückzurufen. Vergebens brachte die neue Provinzial-Regierung das Landesgesetz in Erinnerung, welches den Hohlern von Deserteuren eine bedeutende Strafe auferlegt. Die entlaufenen Handwerker arbeiteten nach wie vor unbekümmert in den größeren Städten, ja am Sige der Regierung selbst, und in die Engpässe und Urwälder der deutschen Kolonieen hat der schwache Arm der brasilianischen Polizei schon längst nicht mehr hineinzulangen gewagt! Die Soldaten der Infanterie dagegen hatten zum größten Kummer der obersten Behörde ihren formellen Abschied in der Tasche. Da selbstverständlich auch der Rest trotz aller Anstrengungen nicht mehr zu erhalten ist, sondern sich noch täglich mindert, so hat man sehr bald den Augenblick zu erwarten, wo alle deutschen Offiziere sich mit einigen Feldwebeln und Sergeanten und mehreren Invaliden oder erwerbsunfähigen Soldaten allein befinden werden.

Die Geschichte der deutschen Truppe in brasilianischen Diensten kann also hiermit schließen. Das Vorangegangene macht alle weiteren Reflexionen über dieselbe überflüssig. Der Haupttheil hatte sich, nachdem er durch alle Phasen gegangen war, welche eine fremde Truppe unter den unglücklichsten Konjunkturen zu bestehen hatte, und der innere Organismus durch die Folgen einer lächerlichen Organisation bereits verwest war, schließlich und gewaltsam selbst aufgelöst; der kleinere Theil dagegen in glücklicheren Verhältnissen starb eines langsameren und ruhigeren Todes, ließ aber wenigstens den Rahmen, der ihn gefaßt hatte, intakt zurück.

Dieser Umstand schildert daher den Artillerie-Offizieren und Unteroffizieren den unter den obwaltenden Umständen freilich immer höchst zweifelhaften Vortheil, vorläufig eine noch längere Verwendung in dem unmittelbaren Militär-Verbande der brasilianischen Armee zu finden, indem man sie mit den

wenigen ihnen noch gebliebenen Leuten mit dem in San Gabriel garnisonirenden ersten Artillerie-Regimente zu einer Artillerie-Brigade vereint.

Da die kaiserliche Regierung natürlich die ganze Schuld des raschen Unterganges der im Jahre 1851 engagirten Fremden-Truppe von sich abwälzen will, so können die deutschen Officiere, von denen so mancher schon auf diese oder jene Weise ihren Abschied genommen oder erhalten haben, kaum eine günstige Beendigung ihrer kurzen militärischen Laufbahn in Brasilien erwarten. Einige wenige geben sich der Hoffnung hin, auch noch serner im Militär-Verbande des amerikanischen Kaiserstaats verwendet zu werden. Die meisten jedoch werden zu ihrem eigenen Besten wohl genöthigt sein, sich auf andere Weise ihr Brod zu verdienen.

Schluss-Denachtungen.

Der Sturz des tyrannischen Diktators von Buenos Ayres ließ im Februar des Jahres 1852 die weiten Länder der Argentinischen Conföderation in dem Zustande derjenigen Anarchie zurück, welche überall einer langjährigen Knechtschaft unmittelbar folgt. General Urquiza zwar schien eine Zeitlang der Erbe und Nachfolger seines gestürzten Feindes werden zu sollen. Das Volk der ihrer Fesseln entledigten Hauptstadt grüßte den Sieger von Monte Caceros mit dem Namen des Libertador, und unter Zustimmung einer Congregation von Deputirten der verschiedenen Staaten hatte er mit dem Titel eines provisorischen Direktors der Argentinischen Confö-

deration die Leitung der äußern und innern politischen Angelegenheiten der Republik in die Hand genommen. Ein nach Sä. Fé berufener General-Congress aller Provinzen sollte ihm diese Macht bestätigen und definitiv die Bundes-Akte feststellen. Überall aber hatten bereits die alten Parteien ihr Haupt wieder erhoben und das ganze Land bot sehr bald das Bild der größten Zerrissenheit dar. Vor allem aber war es die reiche Handelsstadt Buenos Ayres, welche nicht blos den Herrn zu wechseln, sondern ihre eigenen freien Institutionen in Wahrheit zu genießen wünschte. Die Grausamkeit, mit welcher General Urquiza seinen leichten Sieg verfolgt hatte, die zahlreichen Exekutionen und Exiliungen, welche, auf seinen Befehl ausgeführt, die Besetzung der Stadt selbst durch eine entre-rianische Truppen-Division, die rücksichtslose Beschlagnahme des vorgefundnen Staats- und des erpreßten Privat-Eigenthums endlich ließ die Bürger der Stadt fürchten, daß er eben Nichts Andere beabsichtigte als in die Fußstapfen Rosas zu treten. Seine rasch gewonnene Popularität ging daher eben so rasch wieder verloren, und man erinnerte sich, daß er gerade früher der grausamste und gefürchteste Partheigänger des gefallenen Diktators gewesen wäre. Die in der Hauptstadt zusammengetretene Deputirten-Kammer der Provinz Buenos Ayres nahm daher sogleich einen so feindseligen Charakter gegen den provisorischen Direktor der Conföderation an, daß dieser sich genöthigt sah, sie bereits am 24. Juni aufzulösen. Kaum aber hatte Urquiza die Hauptstadt verlassen, um sich auf den nach Sä. Fé berufenen General-Congress aller Provinzen zu begeben, als am 11. September die Bevölkerung derselben sich fast einstimmig erhob, die aufgelöste Provinzial-Kammer wieder in ihre Rechte einsetzte, und sich eine eigene Regierung bildete, an deren Spitze der Dr. Alsiná und der Todfeind des Direktors, General Pinto, traten. Die sogenannte liberale Partei der Bonarenzen, welche so lange von Rosas niedergehalten worden war, hatte die Gewalt.

in den Händen, und erklärte, daß, müde einer zwanzigjährigen Tyrannie, die Stadt nicht blos den Herrn zu wechseln geneigt sei, sondern die Herstellung der wirklichen bürgerlichen und republikanischen Freiheit beabsichtige. Die erste nationale Unabhängigkeitserklärung vom 25. Mai 1810 sollte die unveränderliche Grundlage der Neugestaltung der Dinge werden. Der Wurf war somit gefallen, und der Bürgerkrieg abermals unvermeidlich. Im ersten Augenblick zwar glaubte Urquiza, über die wahre Bedeutung dieser unerwarteten Erhebung getäuscht, sie rasch mit Gewalt der Waffen unterdrücken zu können und dirigierte daher sogleich die ihm zu Gebote stehenden Kontingente der Provinzen von S. Fé und Entre Ríos gegen die Hauptstadt. Aber schon am 17. September in S. Nicolás dos Arroyos mit etwa zweitausend Mann angekommen, hatte er die Überzeugung gewonnen, daß seine Macht nicht mehr hinreiche, Herr der Stadt zu werden. Er ließ sich daher zu Unterhandlungen herab, versprach, die Hauptstadt nicht ferner in der Konstituierung ihrer Verfassung zu stören, die gesangen gehaltenen Bürger von Buenos Ayres, sowie das der Stadt gehörige Kriegsmaterial herauszugeben, und sich mit seinen Truppen nach S. Fé und Entre Ríos zurückzuziehen, wogegen auch die noch in der Hauptstadt zurückgehaltene entretianische Division des Generals Urdinarrain freien Abzug erhalten sollte. Nach diesem offensbaren Echzeque zog Urquiza sich nach Entre Ríos zurück. Den Titel eines Direktors der argentinischen Konföderation behielt er indessen bei, hoffend mit dem Beistande der übrigen Provinzen sehr bald wieder Herr der abtrünnigen Hauptstadt zu werden.

Aber auch in diesen waren plötzliche Ummäldungen noch fortwährend an der Tagesordnung, und der Sondergeist trat trotz des Alshängeschildes der allgemeinen nationalen Reorganisation überall nur zu deutlich hervor. Entre Ríos zwar war seit langer Zeit an die unumstrankte Herrschaft Urquiza's gewöhnt und S. Fé ihm völlig ergeben, auch in Cor-

dova vermochte der Gouverneur Don Lopez sich ebenso wie im S.^o Joāo der General Benavidez mit seiner Hülfe an der Spitze der Provinzial-Regierungen zu erhalten, aber die Hinrichtungen, welche der grausame Guiterric^z in Tucuman vornehmen ließ, hatte die drei nördlichsten Provinzen San Jago, Tucuman und Catamarca zu dem Sonderbunde von Huarra getrieben, um sich von der Bedrückung ihres speciellen Thrannen wieder zu befreien. Im Süden aber zeigten bereits die kriegerischen Indianer-Stämme, welche einst den Diktator Rosas zur Herrschaft geführt hatten, und lange Zeit hindurch seine gefürchtetste Stütze gewesen waren, daß sie abermals nicht abgeneigt wären, an der allgemeinen Verwirrung Theil zu nehmen. Aber nicht mehr Anhänger, sondern Feinde Rosas standen an ihrer Spitze. Unter diesen Umständen war die Politik des Abwartens für Urquiza offenbar diejenige, welche ihm die meisten Chancen bot. Die Stadt Buenos Ayres mit ihrem reichen Handelsstande und ihren vielen Fremden nimmt dem weiten innern Lande gegenüber ungefähr denselben Standpunkt ein, wie Montevideo gegenüber der Banda Oriental. Ebenso wie die einzelnen Provinzen nur durch Gewalt der Waffen einer von der Hauptstadt ausgehenden Central-Regierung in Gehorsam erhalten werden können, eben so wenig wird jemals dieselbe Haupt- und einzige Handelsstadt sich einer vom Innern ausgehenden Central-Gewalt freiwillig fügen wollen. Die Erhebung von Buenos Ayres traf daher trotz ihrer liberalen Tendenz keineswegs auf die Sympathien der Provinzen, ja sie wurde sogar sehr bald auf das Weichbild der Stadt selbst zusammengedrängt. Die unruhige Bevölkerung der eigenen Provinz nämlich, aufgereggt durch die alten Anhänger des gefallenen Diktators, erhob sich gegen die Präponderanz der Bonarense, und der Oberst Lagos vermochte es von Neuem, die Fahne dessjenigen Mannes zu erheben, der wenige Monate vorher erst, von Allen verlassen, am Bord eines englischen Schiffes entkommen war. Die Hauptstadt wurde dem-

nach von zahlreichen, wilden Banden abermals eingeschlossen. Die Begeisterung und Ausopferung der Bürger aber verlängerte in dieser schwierigen Lage sich nicht.

Auch die Fremden, zumal die zahlreichen Italiener, griffen zu den Waffen und die Umgegend wurde der Schauplatz ununterbrochener kleinerer und größerer Kämpfe, welche den grausamen Charakter der spanischen Race nur allzu grell zur Schau trugen. Keine Hülfe von den übrigen Provinzen erwarten können; schien die Stadt um so mehr unterliegen zu müssen, als auch D. Luiz Rosas, ein Verwandter, aber Feind des gleichnamigen Diktators, welcher mit den in den südlichen Pampas gesammelten Haufen von Gauchos und Indianern zu ihrem Entsatz herbeileitete, von den Belagerern geschlagen und gefangen worden war, und endlich auch Urquiza, den günstigen Moment erfassend, aus seiner scheinbaren Neutralität plötzlich heraustrat, und sich mit Truppen der Provinzen Entre Ríos und S. Fé im Februar des jetzigen Jahres den Belagerern anschloß. In dieser Bedrängnis richtete die Stadt Hülfe suchend ihre Blicke nach Brasilien. So sehr es aber auch im Interesse des Kaiserthums liegt, der Hauptstadt der La Plata-Staaten eine gewisse Selbstständigkeit zu verschaffen, so sehr es auch dahin trachten muß, daselbst eine zweite Diktatur zu verhindern, und so unverkennbar Urquiza bereits bewiesen hatte, wie wenig er sich zur Dankbarkeit für die brasilianische Kooperation des vergangenen Jahres verpflichtet fühlt, so wenig befindet sich doch gegenwärtig die Kaiserliche Regierung in der Lage, Etwas Anderes zu thun, als ihre friedliche Vermittelung anzubieten.

Offenbar näher berührt bleibt dieselbe indessen durch die gegenwärtige Sachlage in der Banda Oriental, wo die alten Partheien der Weisen. und Rothen in gleicher Feindschaft wie früher abermals gerüstet sich gegenüber stehen. Die jetzige Regierung, welche sich nach und nach aus gemäßigten Männern beider Farben gebildet hat, erhält sich freilich noch an der Spize der sogenannten Verwaltung; besitzt aber we-

der die Mittel, noch die Macht, die Forderungen der mit Brasilien abgeschlossenen Verträge zu erfüllen, selbst wenn dies ihre aufrichtige Absicht wäre. Die zur endlichen Regulirung der seit Jahrhunderten schwankenden Gränzverhältnisse von beiden Seiten ernannten Kommissionen haben zwar ihre Arbeiten begonnen, doch bleibt es mehr als zweifelhaft, ob jetzt dasjenige vollendet werden wird, was bereits so oft schon von den Kronen Spaniens und Portugals auf demselben Boden versucht worden ist.

Die begonnene Gränz-Regulirung ist bis jetzt der einzige Vortheil, welchen Brasilien aus seiner kostspieligen Intervention gewonnen hat. Im Uebrigen aber sind seine Interessen in der Banda oriental gegenwärtig mehr gefährdet, als sie es vor dem Kriege waren, und die Unsicherheit der dortigen Zustände reagirt unausgesetzt hemmend auf das Emporkommen der Provinz Rio Grande. Der Name Oribé ist abermals das Feldgeschrei in der ganzen Kampagna und seine früheren Partisane Moreno und Dionysio regen von Neuem die leicht beweglichen Kampf-Bewohner auf. Vergebens sucht man ihnen auf Seiten der Rothen den Namen des aus dem brasilianischen Exil zurückgekehrten alten Generals Ribeira entgegenzusetzen.

Die kaiserliche Regierung aber scheint für jetzt jeden Gedanken an eine neue Intervention in die durch den Fall des gefürchteten Diktators vermehrten Wirren der südlichen Nachbarländer gänzlich aufgegeben zu haben. Mit Ausnahme der drei in der Provinz Rio Grande rekrutirten Kavallerie-Regimenter, der reitenden Artillerie und dreier Infanterie-Bataillone sind alle übrigen Bataillone nach und nach wieder in ihre nördlicheren Garnisonen zurückgekehrt, und die schwachen Reste der deutschen Truppenheile könnten kaum noch als eine Verstärkung dieser unzureichenden Militärmacht angesehen werden. Denn der in derselben Provinz herrschende Sondergeist, welcher im Jahre 1845 erst nach fast zehnjährigem Kriege und durch Zugeständnisse aller Art hatte verhöhnt wer-

den können, ist keineswegs erloschen, sondern tritt in allen Verhältnissen durch sichtbare Abneigung gegen die Eindringlinge aus den nördlichen Provinzen deutlich hervor.

Der Rio Grandenser, obwohl den General-Begriff des Brasilianers anerkennend, hält sich dennoch für ein besonderes Nationchen und ist allerdings auch in Sitten, Gewohnheiten und Charakter trotz der gleichen portugiesischen Abkunft von den Bewohnern der heißen Zonen wesentlich unterschieden. Auch lässt sich nicht läugnen, daß zu diesen mehr intellektuellen Unterschieden sich noch andere wesentliche materielle gesellen, welche im Laufe der Zeit immer fühlbarer geworden sind. Die Provinz Rio Grande steht an Fülle der Naturerzeugnisse den übrigen weit nach und ist, mit Ausnahme der eigentlich von ihr kaum zu trennenden kleineren Provinz S: Catharina, die ärmste des Kaiserreichs. Der Viehreichtum, einst ihr einziger, aber werthvoller Schatz, ist nach und nach so gesunken, daß er sehr bald kaum den eigenen Bedarf zu decken ausreichen wird, der Ackerbau und somit die Kolonisation daher die einzige Rettung für die Zukunft. Die Ausfuhr aus der Provinz wird mit jedem Jahre geringer, und die hohen Einfuhrzölle des Kaiserreichs werden daher für die Bewohner immer drückender.

Da überhies die Central-Regierung des Reiches die Einnahme der Zölle zur Erhaltung des Heeres, der Flotte, der Finanz- und anderen Verwaltungszweige fast allein verwendet, während die innere Verwaltung der einzelnen Provinzen, der Schulunterricht, die Polizei, die Anlage von Straßen, Bauten u. dgl. m. den Provinzial-Regierungen zur Last fällt und daher von den durch die Provinzial-Kammern bewilligten meistens direkten Steuern bestritten werden muß, so ist es erklärlich, daß Rio Grande do Sul bei seiner dünnen Bevölkerung und seinen geringeren, überdies meistens noch ganz unbemerkten Hülfsquellen, sich als Stiefkind behandelt glaubt. Die Zahl der mit der gegenwärtigen Regierung Unzufriedenen ist daher in der genannten Provinz keine geringe.

Die Wahl zu der im Monat Mai in Rio de Janeiro zusammengetretenen Kammer hatte ebenso wie die der drei zu der erledigten Senatorstelle dem Kaiser zur Entscheidung vorgeschlagenen Kandidaten die ganze Thätigkeit der Parteien in Anspruch genommen. Obgleich der Aussall der Wahlen in diesem Lande wohl noch weniger als anderswo der getreue Ausdruck der politischen Meinungen der gesammten Bevölkerung ist, und Geld immer das beste Argument in den Augen der Wähler bleiben wird, so hat die kaiserliche Regierung doch zu dem eigenthümlichen AuskunftsmitteL sich genöthigt gesehen, dem durch Einfluss, Ehrgeiz und Reichthum hervorstechendsten Kandidaten der Opposition die erbliche Senatorwürde zu verleihen, hoffend, durch diese Ernennung jede möglicher Weise hervortretenden Sondergelüste abermals zu beschwichtigen.

Ganz Brasilien aber befindet sich gegenwärtig in dem Zustande der Unbefriedigung. Die Folgen des Krieges gegen Rosas reagiren auf das Kaiserreich in einer Weise, wie es die Regierung wohl kaum erwarten konnte. Die enormen Kosten, welche derselbe verursacht hatte, überstiegen weit die bedeutenden, von den Kammern bewilligten Geldmittel, und die Zweideutigkeit der für solche Opfer errungenen politischen und kommerziellen Vortheile gab schon in der vorjährigen Repräsentanten-Versammlung der Oppositionspartei Gelegenheit, auf Details der Verwaltung einzugehen, welche die klaefende Wunde des Reiches, die tiefgewurzelte Demoralisation in allen Zweigen des Beamtenthumus unverhüllt an's Tageslicht brachte. Und in der That, die Beträgerei und Unterschlagung waren in diesem kurzen und unblutigen Kriege derartig gewesen, daß selbst brasiliianische Behörden nicht mehr die Augen zu schließen vermochten. Zelte, welche in den eigenen Arsenalen mit zwölf Mil Reis bezahlt worden waren, hatte man dem Gouvernement mit achtundvierzig Mil Reis berechnet; für die armen Kranken der Feldlazarethe schien so überreichlich von den menschenfreundlichen Aerzten gesorgt, daß

jeder derselben täglich nicht weniger als fünf Hühner verzehrt haben sollte; die Zahl der geschlachteten Ochsen endlich hatte eine enorme Summe erreicht. Obwohl Alles geschah, um eine weitere Aufdeckung solcher eigenen Schande zu verhindern, obwohl die niedergesetzten militärischen Untersuchungs-Kommissionen nichts entdecken wollten und daher die Beschuldigten meistens freigesprochen wurden, so war das öffentliche Anergnis doch einmal gegeben und Niemandem konnte mehr ein Zweifel über die vollendete Thatsache bleiben, daß die brasiliischen Officiere den Krieg mehr als einen „commercio“, ein Geldgeschäft ansehen, bei welchem die militärisch wichtigsten Posten eben diejenigen sind, welche am meisten „Geld zu machen“ erlauben. Der Name des großen Conde de Carrias selbst war in diese Scandalosa so vielfach verwickelt daß er sogar öffentlich davon sprechen mußte, eines der heftigsten Oppositions-Mitglieder auf Pistolen fordern zu wollen. Glücklicher Weise für das Leben des brasiliischen Hannibal blieb es, wie dies hier immer zu geschehen pflegt, bei dem Propos — denn der Zweikampf ist durch die Landesgesetze auf das Strengste verboten!

Graf Carrias, durch alle jene unter seiner Heeresführung geschehenen Scandalosa auf das Empfindlichste kompromittirt und die neuen Lorbeerren, welche er durch seinen letzten Feldzug gesichert glaubte, durch die unerwarteten Nachwehen desselben gefährdet sehend, verschwand demnach, sich in's Privatleben zurückziehend, rasch vom politischen Schauplatz. Sein kurz vorher noch unter die Helden des Alterthums versegelter Name wird seit einem Jahre kaum noch genannt. Der momentane Glanz, welcher das Wort Moron umstrahlt hatte, verschwand fast eben so rasch und ließ bald nur die häßliche Gestalt des an dem eigenen nationalen Organismus nagenden Wurmes zurück.

Solche Enttäuschungen aber sind historische Momente in der nationalen Entwicklung eines Volkes. Sie führen zuerst zur Selbstkennniß und dann zur Verbesserung der entdeckten

Mängel. Bei der Schwäche der Central-Regierung und der ungeheuren Ausdehnung des dünn bevölkerten Reiches ist die Bekämpfung tief eingewurzelter Vorurtheile und noch tiefer gehender Schäden freilich keine leichte, und noch unzählige persönliche Interessen müßten gebrochen werden, bevor an ein mehr als äußerliches Fortschreiten gedacht werden kann. Aber ausschließlich nur diese Interessen bilden hier die Partheien, eine rücksichtslose Verleugnung derselben würde die Regierung sofort stürzen. Sie muß mit ihnen transigiren. Vor Allem aber sind es das Heer und die Flotte, welche als Repräsentanten der äußern Macht des Reiches neuerdings einer immer mehr hervortretenden Kritik unterworfen werden. Ohne sich noch völlig die ganze Fämmelichkeit des ersten gestehen zu wollen, blickt doch überall die Ahnung durch, daß es eigentlich wohl besser sein könnte. Die Hauptübel desselben, nämlich die Rekrutirung durch das Pressen freier Schwarzen und Indianer und der Mangel jeglicher militärischer Jugenderziehung, werden zwar gefühlt; aber die Verwirklichung des Paragraphen der Konstitution, welcher jeden Brasilianer verpflichtet, zur Vertheidigung des Vaterlandes zu den Waffen zu greifen, liegt der allgemeinen Meinung so fern, daß man immer noch vorschlägt, die Reihen des Heeres durch Werbung im Auslande zu füllen, freilich und selbstverständlich nicht durch Werbung ganzer Corps, sondern durch Einzel-Engagements!

Die Schaffung einer respektablen Kriegsflotte aber trifft auf fast noch größere Schwierigkeiten, als die einer regulären Landmacht. Trotz des unausgesetzten und auch neuerdings wieder befürworteten Ankaufs von Kriegsschiffen, zumal von Kriegs-Dampfern, trotzdem, daß an ihrer Spitze sich in der Person des Engländer Greenfell ein tüchtiger Admiral befindet, kann sie nie sich zu irgend einer Bedeutung erheben. Das fortgesetzte Verunglücken der schönsten Schiffe in Friedenszeiten und bei ruhiger See zeigt, wie wenig der eigentliche Brasilianer Hoffnung giebt, einst ein Seemann zu wer-

den, und wenig hilft es, daß der Vertheidiger eines solcher unglücklichen Seeofficiere, der noch vor Kurzem erst das schönste brasilianische Dampfschiff nahe vor der Einfahrt von Rio de Janeiro scheitern ließ und den man deshalb mit noch einigen anderen Schicksalsgenossen der Form wegen vor ein Kriegsgericht stellte, in ächt brasilianischer Weise die Richter mit der Versicherung tröstete, selbst dem großen Nelson sei vergleich im Middel Grund von Kopenhagen passirt!

Trotz aller Abneigung gegen Fremde ruft man daher immer von Neuem nach Ausländern zur Komplettirung der unausfüllbaren Reihen des Heeres, nach Ausländern zur Be- mannung der eigenen Schiffe! Noch dringender aber gestaltet sich das Bedürfnis nach Ausländern, d. h. nach europäischen Einwanderern, in allen übrigen Verhältnissen des weiten Rei- ches. Seit der mit der größten Rücksichtslosigkeit und Ener- gie betriebenen englischen Blokade der Häfen des Landes gegen die Einfuhr der Schwarzen beginnt man den Mangel an Arbeitskräften immer empfindlicher zu fühlen und trachtet demnach ihn durch die Einfuhr von Weissen zu ersezten. Dieser neue und civilisirtere Sklavenhandel als Surrogat des al- ten, jetzt unausführbar gewordenen, ist so vielsach beschrieben und so klar enthüllt worden, daß es hier keiner Worte bedarf, die Folgen desselben für die Beteiligten zu schildern. Selbst- verständlich schließt die eigenthümliche Beschaffenheit der Tro- penländer und der nächsten ihnen angrenzenden Zonen trotz des Reichthums ihrer Vegetation den wahren Begriff euro- päischer Kolonisation vollkommen aus. Alle mit reichen bra- silianischen Fazendeiros und Plantagenbesitzern gemachten noch so günstigen Kontrakte gewähren dem deutschen Landmann nicht die mindeste Hoffnung auf Begründung einer dauernden Zukunft. Das Klima ist für ihn das ungesundeste der Welt, der Boden nimmer für den europäischen Ackerbau, sondern nur für die Kultur tropischer Produkte geeignet. Die vielen trüben Erfahrungen aber, welche eben in dieser Hinsicht ge- macht worden sind, den Fluch, welchen sie in Europa allgemein

an den Namen Brasilien geheftet haben, und die Konnerität, in welcher sie in allen Beschreibungen mit den Kolonisationsversuchen der durch klimatische Beschaffenheit, Produktion des Bodens, Bedürfnisse und Eigenthümlichkeiten des Volkslebens so sichtlich unterschiedenen südlichsten Provinz des Reiches, Rio Grande do Sul, gehalten worden sind, scheinen der Hauptgrund gewesen zu sein, daß die europäische Einwanderung in dieselbe bisher nicht massenhafter einzudringen versucht hat.

Freilich trifft der Einwanderer hier überall auf eine seit Jahrhunderten bestehende, ihm fremde, aber äußerst dünn zerstreute Nationalität, aber er hat nicht nöthig, dem Egoismus eines Brodherrn zu dienen, sondern kann alsogleich für seine eigene Zukunft arbeiten, selbst wenn er von der Provinzial-Regierung durch die freie Überfahrt, die Schenkung eines nicht unbedeutenden Landstriches und des nöthigen Arbeitsgeräths, und die ein- bis mehrjährige Auszahlung einer täglichen Etage erfaust zu sein scheint. Selbstredend aber verstehen wir unter solchen Einwanderern eben nur an Arbeit gewöhnte deutsche Bauernfamilien, nicht aber einzelne Handwerker oder gar Leute der sogenannten gebildeten Stände. Diese werden sehr bald des Ausrodens des Urwaldes überdrüssig werden und, angestieckt durch die dem Ausländer in Brasilien eigene Sucht nach raschem Gelbgewinn, je nach der Dehnbarkeit ihres Gewissens oder der Mannigfaltigkeit ihrer sonstigen Talente in dem weiten Reiche auf andere Weise ihr Glück zu machen versuchen. Vor Privat-Kontrakten, gleichgültig, ob sie von hiesigen Deutschen oder von Brasilianern ausgehen, haben sich indessen die Kolonisten auch hier zu hüten: die Sicherheit derselben ist bei dem in der ganzen Provinz ebenso wie in den übrigen Theilen des Kaiserreichs herrschenden Mangel eines wahrhaften Rechtsbodens einzlig und allein von der Persönlichkeit und dem Vortheil des Unternehmers abhängig.

Klima und Bodenbeschaffenheit sind in Rio Grande do

Sul der europäischen Kolonisation gewiß eben so günstig, wie an irgend einem andern Punkte der ganzen Erde. Die Schwierigkeiten, welche dem deutschen Einwanderer entgegentreten, beruhen größtentheils in dem Umstande, daß er hier eine ihm fremde Nationalität bereits mit allen ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten im Besitze des Landes vorfindet und er sich daher ebenfalls durch die obwaltenden Landes- und Staatsverhältnisse durcharbeiten muß. Derselbe Umstand aber arbeitet auf der andern Seite auch dem Fortkommen jeder Kolonisation um so mehr in die Hände, als, wie gesagt, gerade die Bevölkerung derselben Provinz immer mehr auf den Ackerbau hingewiesen wird, und in nicht allzuferner Zukunft auch die letzten Anklänge der einstigen nomadistreunden Lebensweise verschwinden müssen. Der deutsche Einwanderer aber findet hier seinen Weg bereits durch die Existenz der blühenden und starken Kolonie S^a Leopoldo, deren Einfluß auf die ganze Provinz im steten unzweifelhaften Steigen begriffen ist, vorgezeichnet. Das deutsche Element hat eine unverkennbare, nicht mehr zu umgehende materielle Geltung in dem Volksleben der Rio Grandenser gewonnen. Ja die Hauptstadt der Provinz, das schöne und herrlich gelegene Porto Alegre, verdankt sein in den letzten Jahren so rasches Emporblühen anerkanntermaßen der Nähe der genannten deutschen Kolonie und der bedeutenden Zahl der in der Stadt ansässigen Deutschen, welche als Handwerker fast alle Gewerke überwiegend in Händen haben. Das rasche, fast momentane Unterkommen aller derjenigen desertirten oder plötzlich entlassenen deutschen Soldaten, welche überhaupt Lust hatten, eine Beschäftigung durch Arbeit zu suchen, bleibt der beste Beweis, wie viele freie Arbeitskräfte aller Art hier noch Verwendung finden würden.

Der Zweck und der Umfang dieser Schrift lassen ein weiteres Eingehen auf denselben Gegenstand nicht zu. Folgende Wahrheiten aber mögen denjenigen, welche ihr Heil in Brasilien suchen wollen, als Warnungen für die Zukunft dienen.

Keine Einzel-Kontrakte zum Behuſe irgend welcher militärischen Dienstpflicht!

Keine Gesammt-Werbung von Truppen, es sei denn, daß sie auf rationelleren Grundsäzen basirt wäre, als die vom Jahre 1851!

Nie und nimmer Privat-Kontrakte mit Grund- oder Faktorei-Besitzern, sie haben Titel und Namen, welche sie wollen, für die Tropenländer des Kaiserreichs oder die Landstriche nördlich der Provinz S: Catharina!

Keine Kolonisations-Kontrakte mit Privaten selbst in den Provinzen S: Catharina und Rio Grande so lange, als die Staats-Regierung nicht durch Parzellirung des kulturfähigen Landes und Verloosung der Parzellen ebenso wie in Nordamerika die Kolonisation auf einer gröſsern Skala erlaubt!

— Dagegen Eingehen auf die Anerbietungen der Provinzial-Regierung von Rio Grande so lange, als sie den Einwanderern noch solche Vortheile gewährt, wie sie der mit einem Herrn Kleadgen gemachte Kontrakt bietet!

Oder besser: die freie Einwanderung in die südlichen Provinzen, befördert und unterstützt durch in Deutschland selbst gebildete Auswanderungs-Gesellschaften, welche über die topographische Lage der zu kolonistrenden Punkte vorher mit derselben Regierung übereingekommen sind!

BRASILIANA DIGITAL

ORIENTAÇÕES PARA O USO

Esta é uma cópia digital de um documento (ou parte dele) que pertence a um dos acervos que participam do projeto BRASILIANA USP. Trata-se de uma referência, a mais fiel possível, a um documento original. Neste sentido, procuramos manter a integridade e a autenticidade da fonte, não realizando alterações no ambiente digital - com exceção de ajustes de cor, contraste e definição.

1. Você apenas deve utilizar esta obra para fins não comerciais. Os livros, textos e imagens que publicamos na Brasiliiana Digital são todos de domínio público, no entanto, é proibido o uso comercial das nossas imagens.

2. Atribuição. Quando utilizar este documento em outro contexto, você deve dar crédito ao autor (ou autores), à Brasiliiana Digital e ao acervo original, da forma como aparece na ficha catalográfica (metadados) do repositório digital. Pedimos que você não republique este conteúdo na rede mundial de computadores (internet) sem a nossa expressa autorização.

3. Direitos do autor. No Brasil, os direitos do autor são regulados pela Lei n.º 9.610, de 19 de Fevereiro de 1998. Os direitos do autor estão também respaldados na Convenção de Berna, de 1971. Sabemos das dificuldades existentes para a verificação se um obra realmente encontra-se em domínio público. Neste sentido, se você acreditar que algum documento publicado na Brasiliiana Digital esteja violando direitos autorais de tradução, versão, exibição, reprodução ou quaisquer outros, solicitamos que nos informe imediatamente (brasiliiana@usp.br).